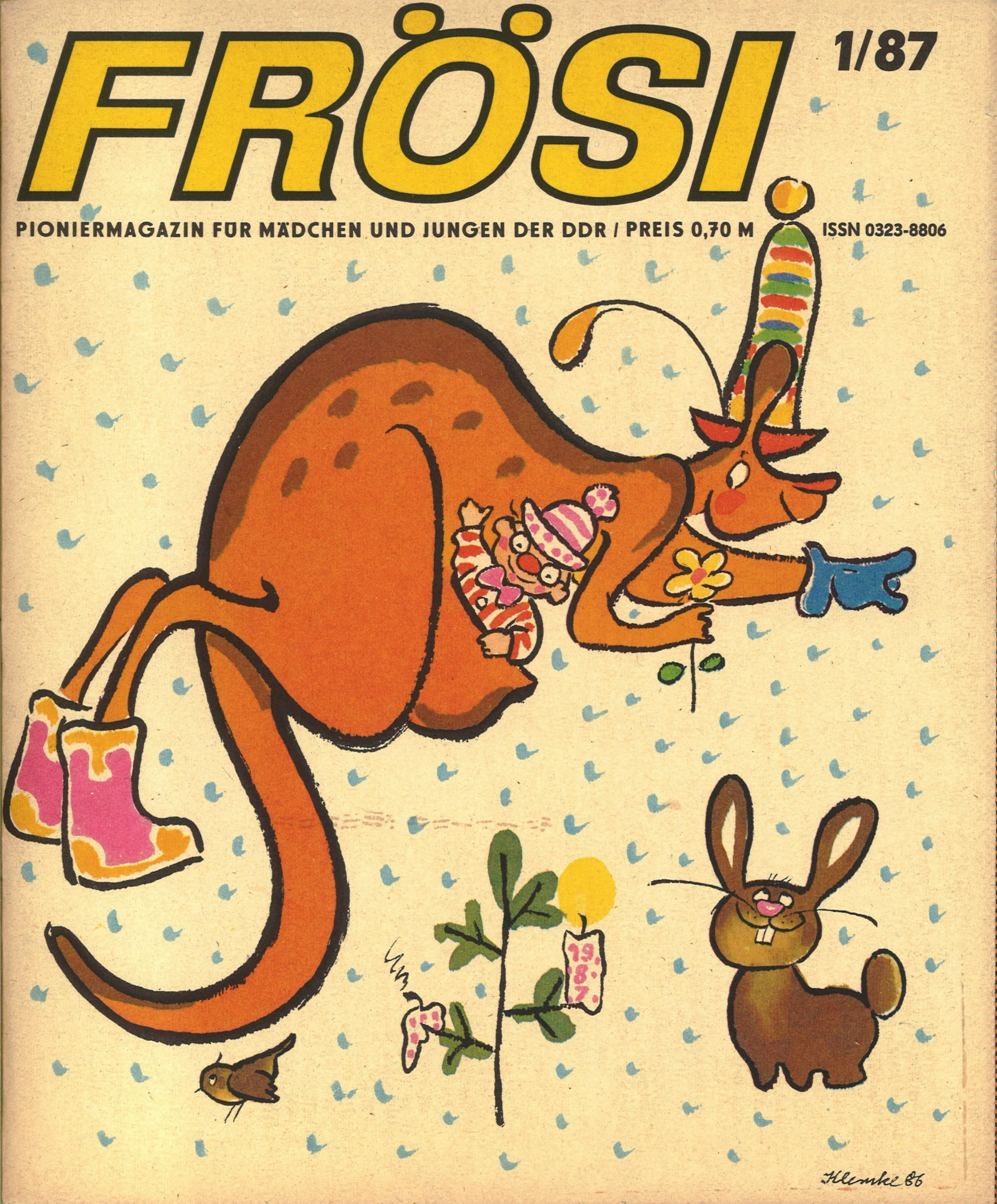
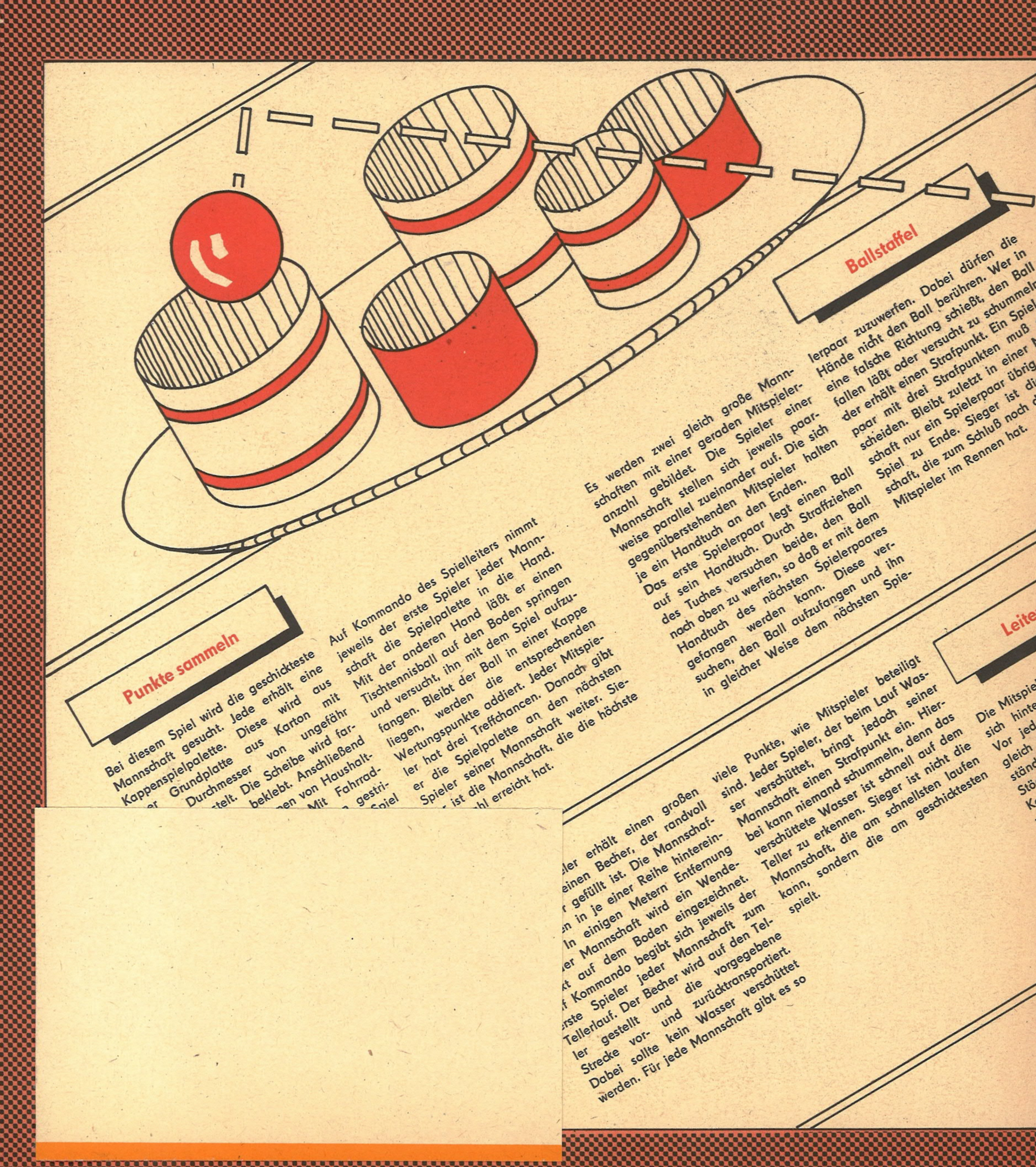

FRÖSI
1/87
PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR / PREIS 0,70 M
ISSN 0323-8806
19
8
7
Klemke 86

STAFFELSPIELE



Punkte sammeln

Bei diesem Spiel wird die geschickteste
Mannschaft gesucht. Jede erhält eine
Kappenspielpalette. Diese wird aus
...er Grundplatte aus Karton mit
... Durchmesser von ungefähr
...stelt. Die Scheibe wird far-
... beklebt. Anschließend
...nen von Haushalt-
... Mit Fahrrad-
... gestri-
... Spiel

Auf Kommando des Spielleiters nimmt
jeweils der erste Spieler jeder Mann-
schaft die Spielpalette in die Hand.
Mit der anderen Hand läßt er einen
Tischtennisball auf den Boden springen
und versucht, ihn mit dem Spiel aufzu-
fangen. Bleibt der Ball in einer Kappe
liegen, werden die entsprechenden
Wertungspunkte addiert. Jeder Mitspie-
ler hat drei Treffchancen. Danach gibt
er die Spielpalette an den nächsten
Spieler seiner Mannschaft weiter. Sie-
... ist die Mannschaft, die die höchste
...hl erreicht hat.

Ballstaffel

Es werden zwei gleich große Mann-
schaften mit einer geraden Mitspieler-
anzahl gebildet. Die Spieler einer
Mannschaft stellen sich jeweils paar-
weise parallel zueinander auf. Die sich
gegenüberstehenden Mitspieler halten
je ein Handtuch an den Enden.
Das erste Spielerpaar legt einen Ball
auf sein Handtuch. Durch Straffziehen
des Tuches versuchen beide, den Ball
nach oben zu werfen, so daß er mit dem
Handtuch des nächsten Spielerpaares
gefangen werden kann. Diese ver-
suchen, den Ball aufzufangen und ihn
in gleicher Weise dem nächsten Spie-
lerpaar zuzuwerfen. Dabei dürfen die
Hände nicht den Ball berühren. Wer in
eine falsche Richtung schießt, den Ball
fallen läßt oder versucht zu schummeln,
der erhält einen Strafpunkt. Ein Spiel...
paar mit drei Strafpunkten muß ...
scheiden. Bleibt zuletzt in einer M...
schaft nur ein Spielerpaar übrig, ...
Spiel zu Ende. Sieger ist di...
schaft, die zum Schluß noch d...
Mitspieler im Rennen hat.

...ler erhält einen großen
...einen Becher, der randvoll
...r gefüllt ist. Die Mannschaf-
...n in je einer Reihe hinterein-
... In einigen Metern Entfernung
...er Mannschaft wird ein Wende-
...kt auf dem Boden eingezeichnet.
...f Kommando begibt sich jeweils der
...erste Spieler jeder Mannschaft zum
Tellerlauf. Der Becher wird auf den Tel-
ler gestellt und die vorgegebene
Strecke vor- und zurücktransportiert.
Dabei sollte kein Wasser verschüttet
werden. Für jede Mannschaft gibt es so
viele Punkte, wie Mitspieler beteiligt
sind. Jeder Spieler, der beim Lauf Was-
ser verschüttet, bringt jedoch seiner
Mannschaft einen Strafpunkt ein. Hier-
bei kann niemand schummeln, denn das
verschüttete Wasser ist schnell auf dem
Teller zu erkennen. Sieger ist nicht die
Mannschaft, die am schnellsten laufen
kann, sondern die am geschicktesten
spielt.

Leite...

Die Mitspiel...
sich hinte...
Vor jed...
gleich...
ständ...
Stö...
K...



FRÖSI
1/87
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN
Gemeinsam mit Otto und Alwin werden wir auch in diesem Jahr viele Sehenswürdigkeiten unserer Heimat besuchen. Interessantes und Wissenswertes könnt ihr erfahren, wenn ihr mit uns auf Reisen geht. Und nicht zuletzt möchte FRÖSI euch auch anregen, diese bei romantischen Entdeckungsfahrten selbst einmal anzuschauen. Seht euch an jeder Haltestelle aufmerksam um. Gute Fahrt!
ALTENBERG 8242 BERGSTADT
IN GRAUER VORZEIT HAT MAN HIER SCHON NACH ZINNERZ GESUCHT. OHNE RÜCKSICHT AUF VERLUSTE, WURDE DER BERG WIE EIN KÄSE DURCHLÖCHERT!!!
JA, NACH UND NACH IST ER DANN IN SICH ZUSAMMENGEBROCHEN UND HAT ALLES MIT IN DIE TIEFE GERISSEN!!!
UND SO IST DIE ALTENBERGER PINGE ENTSTANDEN!
DER BERG BRÖCKELT AUCH HEUTE NOCH. PASS AUF, OTTO!
HE!
HALT!
ACH, DU GRÜNE NEUNE DAS HAT UNS GERADE NOCH GEFEHLT!
ABER WARTE MAL, OTTO, ICH GLAUBE, DA VORN IST EINE ÖFFNUNG!
PECH! DER FELSEN FÄLLT STEIL AB!
DA KOMMEN WIR BEIM BESTEN WILLEN NICHT RUNTER, OTTO!
VIELLEICHT VERSUCHEN WIR'S DORT?
KOMM HER, OTTO, HIER FÜHRT EINE LEITER IN DIE UNTERSTEN ETAGEN!
MERKST DU, ES ZIEHT HIER UNTEN!
EIN LEICHTER LUFTZUG, ES MUSS ALSO EINEN AUSGANG GEBEN!
MANN, OTTO, SIEH MAL, DORT VORN BRENNT ELEKTRISCHES LICHT!
WIR SIND GERETTET! WEISST DU, WO WIR HIER SIND? IM SCHAUSTOLLEN DES BERGBAUMUSEUMS ALTENBERG!!!
DRÜCK DOCH EINMAL DEN ROTEN KNOPF!
RICHTIG SO, OTTO?
GLÜCK AUF!
KANNST DU DIR ERKLÄREN, WARUM ER SCHIMPFT? WIR HATTEN DOCH VORSCHRIFTSMÄSSIG DEN SCHUTZHELM AUF!
UND NUN, SOLLST DU...
...EINMAL SEHEN, WIE SCHNELL WIR DRAUSSEN SIND!
BERGBAU-MUSEUM ALTENBERG
J. GÜNTHER 86



Fragen

Ich möchte wissen, wie
der Baum die Früchte bringt,
wie Fische schwimmen und
womit der Vogel singt.

Ich möchte wissen, wie
Regen entsteht
und warum unsre Erde,
die schöne, sich dreht.

Ich möchte wissen,
welche Beere gesund ist
und welche nicht,
warum das Gras
im Winde nicht zerbricht.

Ich möchte wissen, wie die Wellen
der Sonne uns erreichen,
die unsre Rücken braun,
die Blätter grün bestreichen.

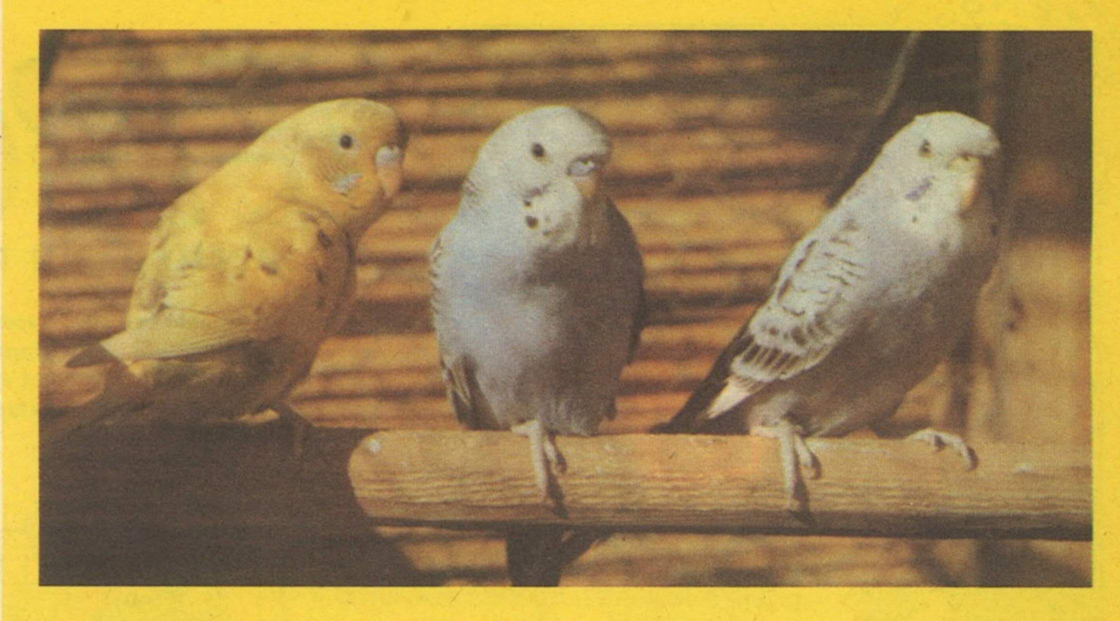
Ach, die Welt ist schön,
aber sehr schwierig.

Einsendung zum Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Katja Schmieder, 11 Jahre
Lugau, 9159

Zeichnungen: Jana Ruika





FRÖSI-HEIMTIERZOO

Marika Quitz, Raitzen, 7261
Ich habe einen Wellensittich. Er wird bald ein Weibchen bekommen. Kann ich den beiden dann noch das Sprechen beibringen oder nicht mehr? Außerdem hat mein Bubi eine blaue Nase. Was ist das? Und was soll man den beiden geben, damit sie sich wohl fühlen? Ich möchte aber nicht, daß sie Junge bekommen? Was kann ich da machen?

In der Regel ist es so, daß man einem Pärchen nur sehr schwer das Sprechen beibringen kann. Der Grund dafür ist, daß der einzelne Sittich im Menschen einen Partner sieht, mit dem er sich „unterhält". Hat er nun einen Artgenossen an seiner Seite, „spricht" er natürlich mit diesem.
Die blaue Nase ist das typische Zeichen dafür, daß es sich bei deinem Tier um ein Männchen handelt. Was nun das Wohlbefinden deiner Tiere anbelangt, so erkundigst du dich am besten in einer Tierhandlung. Das Brüten kannst du verhindern, indem du alles vermeidest, was deine Tiere zum Nisten anregt. Du darfst also keinen Brutkasten anlegen.

Dirk Apley, Erfurt, 5082
Manchmal spuckt mein Wellensittich im Käfig umher. Danach würgt er auch immer so. Ist das normal?

Vielleicht solltest du einmal überprüfen, ob es wirklich das richtige Futter für deinen Vogel ist. Auf jeden Fall solltest du dir einmal genau ansehen, was er ausspuckt. In der Regel handelt es sich nur um die leeren Schalen der Körner, die das Tier in sehr gekonnter Weise vom Keim trennt.

Ronny Grund, Dummersdorf, 2551
Mein Wellensittich Hansi braucht immer einen festen Gegenstand zum Knabbern. Was kann ich dagegen tun?

Ein fester Gegenstand zum Knabbern ist für deinen Hansi sehr wichtig. Am besten eignet sich Kalkstein, an dem das Tier seinen Schnabel wetzen kann. Er verhindert damit, daß der Schnabel wuchert und somit die Nahrungsaufnahme behindert wird.

Daniel Bachmann, Mühlhausen, 5700
Mein Wellensittich hat schon fünf Monate Durchfall. Was kann ich da machen? Ich war schon beim Tierarzt, aber der hat nur Tabletten verschrieben, die nicht helfen.

Hier ist unbedingt eine Kotuntersuchung in einer Tierklinik notwendig, um eine zielgerichtete Therapie verordnen zu können.

Katrin Nachtigall, Rostock, 2520
Mein Wellensittich fliegt nicht auf Kopf und Schultern. Wie kann ich ihm das beibringen?

Hier hilft eigentlich nur eines: üben, üben, üben! Es kann natürlich auch sein, daß dein Wellensittich seine Scheu nicht verliert und du umsonst mit ihm trainierst.

Susanne Krause, Berlin, 1162
Mein Wellensittich legt Eier mit sehr dünner Schale, die immer eingedrückt werden. Ich gebe ihm auch Kalkstein und Hühnereierschalen. Trotzdem sind sie zu weich und können nicht ausgebrütet werden. Ich würde aber gerne Wellensittiche züchten. Was kann ich tun?

Wenn du Wellensittiche züchten willst, mußt du folgendes beachten: Es ist sehr wichtig, neben Kalkstein und Hühnereierschalen auch ein sehr reichhaltiges Futter zu geben. Dazu gehört einmal das käuflich zu erwerbende Wellensittichfutter und viel Vitamine, wie sie in Äpfeln, Unkrautsamen, Salaten u. a. m. enthalten sind. Genauere Hinweise kannst du aus Büchern entnehmen.

Catriona Schellack, Brandenburg, 1800
Wie kann ich meinen Wellensittich in den Käfig locken? Warum möchte er nicht hinein?

Hier hilft eigentlich nur eine Radikalkur! Du müßtest deinen Vogel einfangen – vorsichtig, nicht verletzen – und gewaltsam in den Käfig stecken. Sicherlich ist er es nicht gewöhnt, in einem kleineren Käfig zu sein. In den darauffolgenden Tagen solltest du dich intensiv mit ihm beschäftigen und ihm kleine Leckerbissen reichen. Das können Apfelstückchen sein, aber auch frische Salatblätter und ähnliches. Wichtig ist auch, daß er sich wohl fühlt. Also, im Käfig könnte ein kleiner Spiegel, ein Wasserbad und eine Schaukel sein.

Die Fragen beantwortete
Dr. Heinz-Bernd Scharnigg

Foto: Hilmar Schubert

Ein Schlüsselbund

weckt Neugier und
die Lust zum Ausprobieren.
Man nimmt's zur Hand
und ist gespannt:
WOHIN MAG ES WOHL FUHREN?

Der Schlüssel faßt?
Nun aufgepaßt!
Was wir für euch verstecken,
das ist ab jetzt
EIN GANZES JAHR
in „Frösi" zu entdecken.

Manch Zauberwort
verhext den Ort
geheimnisvoller Sätze ...
Doch Heft für Heft
ENTSCHLUSSELN SICH
DIE UNBEKANNTEN SCHÄTZE!

COMPUTER-GRIPS
CAD/CAM und CHIPS
erobern Zeit und Räume.
Erfüllen als
moderner Geist
DIE ALTEN MENSCHHEITSTRÄUME.

Ob Stadt, ob Land –
nur Hand in Hand
mit diesen tollen „Geistern",
läßt sich für uns
DIE GEGENWART
UND AUCH DIE ZUKUNFT MEISTERN!

Drum dreht, nicht dumm,
den Schlüssel um
und geht den Weg auch weiter:
MIT „FRÖSI" SCHNELL
UND AKTUELL
VON HEFT ZU HEFT: GESCHEITER!

CHRISTAMARIA FIEDLER
Foto: Werner Popp

Was machen Chips
im Kuhstall?
Was leistet die Mikro-
elektronik auf dem Maisfeld?
Bauen Computer Wohnungen?
Schnappen
Laser-„Scheren" richtig zu?
Antwort auf diese
und viele andere Fragen
zu den Schlüsseltechnologien
gibt „Frösi" 1987















FRÖSI-SPASS



Eine gute und auch eine berechtigte Frage. Aber unser Alwin hatte sicherlich einen Grund. Was antwortet er auf Ottos Frage? Überlegt eine lustige Antwort, schreibt sie auf eine Postkarte und schickt sie an Redaktion „Frösi", Kennwort: Kopfstand, Postschließfach 37, Berlin, 1056. „Frösi"-Spaß-Aufkleber liegen für die originellsten Zuschriften bereit.



Sucho, ein mongolischer Hirtenjunge, verlor seine Eltern sehr früh und lebte in einer Jurte am Orchon-Fluß mit seiner Großmutter zusammen. Ihre kleine Herde – sechs oder sieben Schafe sollen es gewesen sein – führte er täglich bei Sonnenaufgang hinaus in das Tal zwischen zwei Bergen. Dort war das Gras saftig und frisch, das Flußwasser klar und kühl. Und da Sucho mit sich zufrieden war wie die Schafe mit ihrer Weide, sang er, sang immer gern und hatte eine solch kräftige Stimme, daß sie die Leute selbst in abgelegenen Jurten vernahmen und sich daran erfreuten. Sang er mal geraume Zeit nicht, wußten die Nachbarn, jetzt knabbert er an dem Täfelchen getrockneten Quarks, das ihm die Großmutter für den Tag mitgegeben hatte. Bei Sonnenuntergang führte er die Schafe am Flußufer wieder zurück in den Pferch neben der Jurte, wo sie die Nacht verbrachten.

Eines Abends jedoch kehrte er später als üblich heim und trug etwas auf den Schultern, das Großmutter wie ein Riesenknäuel weißer Wolle erschien. Eine Weile danach rief sie: „Das hat ja Augen!"

Und Sucho erzählte: „Das Fohlen lag wie tot im Gras, und von der Mutter war weit und breit nichts zu sehen."

„Der Wolf hätt's holen können, ich meine nachts. Brings in die Jurte, Sucho, wir reiben's trocken!"

Der Hirtenjunge versuchte, es drinnen auf die Beine zu stellen, aber es fiel gleich wieder um; denn es war erst vor wenigen Stunden geboren worden. Sucho gab dem ‚kleinen armen Ding', wie es die Großmutter nannte, fette, gelbe Schafsmilch, und dann legte sich die Großmutter links und Sucho rechts neben das Tier, und alle drei schliefen gut in dieser Nacht.

Morgens aber war das Pferdchen früher auf den Beinen als die zwei. Steif und ungelenk stand es breitbeinig, wenn auch noch schwankend, zwischen ihnen und guckte aus großen, dunklen Augen neugierig auf sie herab. Ein paar Tage später führte es Sucho schon mit den Schafen hinaus in das Tal zwischen den zwei Bergen, wo es sorglos umhertollte und weiterhin prächtig gedieh; denn der Hirtenjunge pflegte es vortrefflich und hätte keinen Tag mehr ohne das weiße Fohlen verbringen mögen. Als die Zeit nahte, wo es zu einem Pony herangewachsen war, ritt er sich das Pferdchen zu. Das war weniger schwer, als ihm Nachbarn vorausgesagt hatten, und wird wohl daran gelegen haben, daß Sucho das Pony so mochte, wie das Pony den Sucho. Kein Wunder demnach, daß die Nachbarn des Hirtenjungen, wenn sie ihn an ihren Jurten vorüberjagen sahen, neidlos behaupteten, er besäße den schnellsten Renner dieser Gegend.

In dieser Gegend herrschte aber auch ein Fürst in einer großen Palastjurte mit goldgedecktem Dach und lud im Sommer manchmal zu einem Reitrennen ein. Sucho wollte anfangs nicht daran teilnehmen. Die Großmutter hatte zwar von manchem Fürst bereits erzählt, aber nur von wenigen, unter denen sie nicht gelitten hatte. Doch die Nachbarn von Sucho drängten ihn, sagten, er habe gewiß die meiste Aussicht, mit seinem weißen Pony das Rennen zu gewinnen und würde sicher von dem Fürst reichlich belohnt werden. Also gab er nach, wenn auch etwas widerwillig, sogar mißtrauisch, und fand dann aber während des Rennens viel Gefallen daran, sich im Wettkampf mit anderen messen zu können.

Und siegte auf seinem weißen Pony. Der Fürst, sehr erfreut über das schnelle Pferd, doch nicht neidlos wie Suchos Jurtennachbarn, rief ihn zur Tribüne und sagte äußerst freundlich: „Ich gebe dir drei Goldstücke und du gibst mir das Pferd!"

„Mein Pferd?"

„Hör doch! Drei Goldstücke! Ich wills nicht geschenkt!"

Statt sich der geöffneten Fürstenhand zu nähern, trat Sucho einige Schritte zurück.

„Dann meinetwegen vier", sagte der Fürst lächelnd und legte zu den dreien auf seiner Hand ein viertes Stückchen Gold.

Sucho holte tief Luft und schrie: „Und wenn du mir dein goldenes Jurtendach gibst, mein weißes Pony gebe ich dir nicht!"
„So?"
„Ich bin zu einem Wettkampf gekommen, nicht zu einem Pferdehandel!"
Der Fürst schloß schnell die Hand mit den Goldstückchen zur Faust und stieß sie hoch zum Himmel, worauf Wächter herbeieilten, Sucho packten und verprügelten, bis er bewußtlos im Steppengras liegenblieb.
Als sie ihn zurück in die Jurte brachten und auf die Felle legten, starb die Großmutter vor Schreck. Sie hatte nicht einmal mehr fragen können, was vorgefallen war. Naheliegend ist freilich, daß ihre letzten Gedanken dem Fürst galten.
Nachts darauf klopfte es an Suchos hölzerne Jurtentür. Er stieß sie auf und erblickte das weiße Pony im hellen Mondschein. Neun Pfeile steckten im Leib des Pferdchens, aus neun Wunden blutete das Tier, als Sucho die Pfeile herausgezogen hatte. Am Morgen war es tot, und das vor dem Aufgang der Sonne.
Sucho erfuhr erst nach Tagen, der Fürst habe auf seinem Pony reiten wollen, war aber sofort wieder abgeworfen worden. Der zweite Versuch ging noch kläglicher aus und war auch gleichzeitig der letzte des Fürsten. Das Pony war vorn hochgesprungen, kurz hinterher hinten, dann wieder vorn, wieder hinten, hatte wild galoppiert, und weil der Fürst nur noch wie ein farbiges Bündel seidenen Stoffes vom Pferd herabhing, hatte es sich dann blitzschnell zur Seite geworfen und den Herrscher unter sich begraben. Seine Arme und Beine waren gebrochen und seine übergroße Nase war so zerquetscht worden, daß es aussah, wie wenn das ganze Fürstengesicht eine einzige breitgeklatschte Nase wäre. Dem fliehenden Pony jedoch hatten die Wächter einen Hagel von Pfeilen hinterhergeschossen.
Sucho war nun sehr traurig und vermochte nur noch selten zu schlafen. Immerzu sah er nachts sein weißes Pony vor der Tür oder tags draußen im Tal zwischen den zwei Bergen. Einmal hörte er es flüstern: „Obwohl ich nicht mehr lebe, könnte ich stets bei dir sein!"
„Wie das?" rief Sucho zurück.
„Indem du dir eine Geige baust!"
„Was für eine Geige und woraus?"
„Aus einem meiner Knochen schnitzt du meinen Kopf, setzt ihn auf den Hals der Geige; aus meinen Sehnen fertigst du dir Saiten, von meinem schwarzen Schweif nimmst du das Haar, um den Bogen zu spannen."
Sucho war von dieser Idee so angetan, daß er sofort mit der Arbeit begann und damit die erste mongolische Pferdekopfgeige schuf. Im Laufe der Jahrhunderte sind viele solcher Instrumente gebaut worden, aber alle haben den gleichen Kopf: den des weißen Ponys.

Zeichnung: Karl Fischer



Die Tiger von Konstantinowka

Reisenotizen aus einem gewöhnlichen und doch ungewöhnlichen Dorf Kasachstans

Seit vielen Jahrhunderten kennen die Kasachen das Lied vom kühnen Recken Assan Kaigy, der versprochen hatte, das paradiesische Land Sher-Ujuk zu entdecken. Das Lied erzählt:
„Assan Kaigy! Wir haben deine Spur überall gesucht, wir Kinder des bitteren Schicksals. Hier liegt ein gelbes Kamelskelett, dort das weiße eines Menschen. Doch die Spuren sind verschwunden, wir können sie nirgendwo finden. Und wir trauern wie blinde Sklaven. Du hast uns gesagt: Im Lande Sher-Ujuk gibt es keinen Chan, keinen Bei, keinen Mullah. Dort grünt auf den Wiesen saftiges Gras. Man hört das Plätschern der Quellen. Sher-Ujuk! Dort sind die Menschen wie Brüder. Alle sind gleich und reich. Die Worte ‚Beleidigung' und ‚Rache' sind vergessen. Die Herzen der Menschen kennen keine Feindseligkeit."
Der Traum vom Lande Sher-Ujuk, den Generationen von Kasachen träumten, hat er sich erfüllt? Doch wo sind die versprochenen saftigen Wiesen, wo die plätschernden Quellen?
Der Blick aus dem Fenster unseres Autobusses zeigt uns immer nur das gleiche, einförmige Bild: Flach wie ein Teller breitet sich die kasachische Steppe mit den sonnenverbrannten Gräsern vor unseren Augen aus. Belebt wird das Bild lediglich durch das Gewirr von Strom- und Telefonleitungen, die darauf hindeuten, daß hier irgendwo auch Menschen leben müssen. Doch wie können hier Menschen leben? Bei sengender Sonne, ohne Wasser und mit Feldern, auf denen jede Saat verdorrt oder vom Winde fortgeweht wird? Wir haben uns längst an die karge, braune Steppenlandschaft gewöhnt. Um so mehr wächst unsere Verblüffung, als sich das Bild mit einem Schlage ändert: Die Steppe verschwindet, hohe Pappeln säumen die Straße, hinter der die weiß und blau getünchten Häuser mit ihren hellen Dächern hervorleuchten. Das also ist unser Reiseziel: das Dorf Konstantinowka im Gebiet Pawlodar. Konstantinowka, eine Oase inmitten der Steppe? Der Vorsitzende des Kolchos „30 Jahre Kasachstan", Iwan Streif, ein kleiner, dynamischer Mann Mitte der dreißig, kostet unsere Verblüffung aus. Er führt uns durch den gepflegten Park des Dorfes. Auf einem kleinen Teich schwimmen weiße und schwarze Schwäne, ein Springbrunnen sprudelt, und auf einem Spielplatz mit originellen Holzhäusern tollt ein Dutzend Kinder herum.
Um unsere Überraschung noch weiter zu steigern, führt uns Iwan Streif zu einem kleinen Tierpark, in dem zwei sibirische Tiger, Bisons, Hirsche, verschiedene Vogelarten auf ihre Besucher warten. Nicht ohne Stolz erklärt Iwan Streif, daß sogar die Leute aus der Stadt, aus Pawlodar, hierherkommen, um die Tiere zu sehen.
Tiger in Konstantinowka? Die ungewöhnliche Idee zur Errichtung dieses kleinen Tierparks wurde vor Jahren im Kolchos geboren. Eine Investition vor allem für die Kinder, sagt der Vorsitzende. Sie sollen sich wohlfühlen in Konstantinowka, ihr Dorf lieben und ihm die Treue halten. Deshalb entstand nicht nur der Tierpark. Auch eine Musikschule wurde gebaut, ein Volkskunstensemble gebildet. Ob die Rechnung der „Väter" des Dorfes aufgegangen ist? Iwan Streif nickt ohne Zögern. Fast alle Jugendliche, die das Dorf verließen, um zur Armee zu gehen oder eine Ausbildung in der Stadt zu absolvieren, sind in das Dorf zurückgekehrt.

Wasser aus artesischen Quellen

Mit dem Kolchosvorsitzenden fahren wir aus dem Dorf, über die Felder, auf denen große Beregnungsanlagen vor allem die Futterkulturen bewässern. Der Kolchos „30 Jahre Kasachstan", so erfahren wir von Iwan Streif, beschäftigt sich vor allem mit Tierhaltung. Zum Bestand gehören 13 000 Schafe, 10 000 Rinder, 12 000 Schweine, 750 Pferde, 500 Kamele.
Minuten später stoppt unser Wagen. Und ein weiteres Mal an diesem Tage kann sich Iwan Streif über unsere Verblüffung freuen. Inmitten der Steppe breitet sich ein großer Stausee aus. Das Wasser, so erfahren wir, stammt aus artesischen Quellen in 500 bis 1 000 Meter Tiefe. Um an das kostbare Wasser zu gelangen, wurden in mühevoller Arbeit mehrere Brunnen gebohrt. Mit dem Wasser des Stausees werden die Felder bewässert – entscheidende Voraussetzung für die Erfolge des Kolchos, für das Leben im Dorfe überhaupt.
Von den 37 000 Hektar Land des Kolchos werden gegenwärtig 17 000 bebaut und bewässert. Mit dem Bau des Kanals vom Fluß Irtysch, der







gegenwärtig in Richtung des Kolchoslandes vorangetrieben wird, können am Ende des Fünfjahrplanes weitere 6 000 Hektar Land bewässert werden.

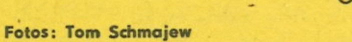
Der größte Reichtum des Dorfes

Auf einem Luzernenfeld treffen wir Jacob Schreiter, 58 Jahre alt, stellvertretender Leiter der Pflanzenproduktion. Er bückt sich, begutachtet das Wachstum der wichtigsten Futterpflanze und nickt zufrieden. Wir kommen mit ihm ins Gespräch. Jacob Schreiter wurde hier geboren, als Konstantinowka noch eine armselige Siedlung in unfruchtbarer Steppe war. „Welten", so sagt er, „liegen zwischen unserer Kindheit und dem Leben der Kinder von heute." 1930, so erinnert er sich, als der Kolchos gegründet wurde, lebten hier 300 Einwohner, gab es nur eine einzige Straße. Heute wohnen in Konstantinowka 5 000 Menschen. Mehr als die Hälfte davon sind Kinder. Und Straßen gibt es inzwischen zwanzig.
Über seine Arbeit spricht Jacob Schreiter wenig. Sie ist für ihn der gewohnte, normale Alltag. Doch seine Bescheidenheit bestärkt uns nur in der Gewißheit: Hier steht einer, von vielen Tausend Pionieren des kasachischen Neulands, die mit Energie und Zähigkeit verdorrte Steppe in blühendes Land verwandelten, die sich auch heute mit dem Erreichten nicht zufrieden geben und auf die das Wort des Vorsitzenden Iwan Streif zutrifft: „Der größte Reichtum unseres Dorfes, unseres Kolchos, sind die Menschen, von denen viele seit 20, 30 Jahren unermüdlich ihre Arbeit tun."
Zu denen, die mit Fleiß und Engagement für den Kolchos arbeiten, gehört auch die junge, bildhübsche Zootechnikerin Irina Hergert. Ihr sind Tiere anvertraut, die auf besondere Weise den Reichtum des Kolchos mehren: Silberfüchse, Polarfüchse, Nerze und Nutrias. Alle Kolchosen weit und breit beneiden die Bauern von Konstantinowka um diese Aufzucht wertvoller Pelztiere.
Ob sich Irina eine andere Arbeit an einem anderen Ort vorstellen könnte? Das Mädchen, das einen widerspenstigen Silberfuchs im Arm hält, wehrt entschieden ab. „Nein", schüttelt sie den Kopf, das könne sie sich nicht vorstellen. „Hier lebt es sich gut, hier will ich auch bleiben. Wir arbeiten und leben wie eine große Familie zusammen. Es ist einfach schön hier."



Das Land Sher-Ujuk, von dem die Kasachen jahrhundertelang vergeblich geträumt haben, sollten wir es hier in Konstantinowka gefunden haben? Was würde der Recke Assan Kaigy sagen, führte ihn der Weg an diesem Dorf vorbei? Wir kennen die Antwort nicht, werden sie nie erfahren. Wir können uns nur auf das stützen, was wir mit eigenen Augen gesehen haben: Vielleicht haben wir nicht das ganze Sher-Ujuk gefunden, aber einen beträchtlichen Teil davon bestimmt.

GERALD HÜBNER



Fotos: Tom Schmajew





MEINE STARKE SEITE

Wir sind eine junge Timurbrigade und kaufen für alte Bürger ein, holen Kohlen aus dem Keller und machen auch manchmal sauber. Für die Vögel bauen wir Futterhäuschen und bei Altstoffsammlungen sind wir immer dabei.

Anja Liske, Limbach-Oberfrohna, 9102

Timurzeit ist immer!



Wir haben uns viele Aufgaben gestellt, um den Pionierauftrag „An der Seite der Genossen – Immer bereit!" zu erfüllen. Um zu sehen, wo jeder Pionier im Wettbewerb steht, fertigten wir eine Wandzeitung an. Einige Punkte: Lernen, Ordnung, Disziplin, SERO-Sammelaktionen und Korbine, Timurhilfe und Solidarität.

Katrin Kunze, Klasse 5 I (Hilfsschule) Bad Frankenhausen, 4732

Und wie wertet ihr bei euch den Lernwettbewerb aus?

Wir bereiten an unserer Schule einen großen Solidaritätsbasar mit selbstgebastelten kleinen Geschenken vor. Den Erlös werden wir auf das Solidaritätskonto überweisen.

Catherine Wagner, Berlin, 1071



Ich liebe die Tiere und füttere abends die Kaninchen. Für die Tiere im Wald habe ich mit meiner Schwester im Herbst Eicheln und Kastanien gesammelt.

Frank Mantel, Zeicha, 7901

Wie beteiligt ihr euch an der Korbine-Aktion? Nichts darf verlorengehen!

Liebe Emmy! Ich besuche die Klasse 6a. Das Lernen bereitet mir große Freude. Das liegt sicher auch an den vielen netten Lehrern. In diesem Jahr wurde ich wieder als Agitator in den Gruppenrat gewählt. Natürlich beteilige ich mich auch an jeder Emmy-Aktion. Das ist Ehrensache.

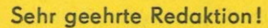
Daniela Hohnke, Rostock, 2520



Unser Dorf ist fast eine Stadt,
vieles was sie Neues hat.
Häuser, Läden, Ambulanzen und
Gaststätten auch zum Tanzen.
Die Umgebung ist sehr schön,
da kann man viel spazierengehn.
Manche ziehen in die Ferne.
Ich bleib hier, ich wohn' hier gerne.

Ines Kremp, 13 Jahre, Löcknitz, 2103

„Gute Arbeit hilft, unser sozialistisches Vaterland und unser Leben noch schöner zu gestalten. Auch Ihr könnt nach Kräften dabei mithelfen." (Aus dem Pionierauftrag)



POST

Sehr geehrte Redaktion!

Das Leben in unserer Pionierfreundschaft ist bunt und mannigfaltig. Jede Pioniergruppe ist in Abteilungen unterteilt. Vorsitzender des Freundschaftsrates unserer Schule bin ich. Wir organisieren Pioniereinsätze in der Landwirtschaft, unternehmen Wanderungen und erlebnisreiche Exkursionen. In unserer Bibliothek finden wir viele interessante Bücher. Wir leben so, daß wir unserer Partei und unserer Heimat nützlich sind.

Rumjana Stefanowa, Dorf Partisani, VR Bulgarien

Alles gewußt?

Heft 9/86: Kennwort Computerspiel
Auflösung: Reiten, Hürdenlauf, Boxen, Gewichtheben, Handball, Laufen, Fußball
Heft 10/86: Kennwort: Herbstsinfonie
Auflösung: Weißdornblüten, Holunderblüten, Lindenblüten, Maiglöckchen, Kamille, Huflattich, Himbeere, Löwenzahn, Storch.
Kennwort: Leinen los! Auflösung: Nicht gegen den Strom, sondern mit dem Strom ist Alwin gefahren. Mit einem Ruder kann man nicht rudern, das Boot würde sich im Kreis herumdrehen.

Frank streicht in Windeseile den Zaun. „Warum so schnell?" fragt Ina. „Laß dir doch Zeit!" – „Kann ich nicht", knurrt Frank. „Ich habe nur noch wenig Farbe und möchte fertig sein, bevor sie alle ist!"

Anja Roßner, Halle-Neustadt, 4090

Unsere Schule trägt den Namen „Rosa Luxemburg". Ihr zu Ehren führten wir eine Schulfestwoche durch. Wir sahen einen Lichtbildervortrag über ihr Leben, veranstalteten einen Festappell und organisierten einen Agitatorenwettstreit.

Marita Smolinski, Leps, 3401

Wir warten auf eure Post rund um das Pionierleben. Schreibt an Redaktion „Frösi", Meine starke Seite, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Interessante, nacheifernswerte, fröhliche, originelle Zuschriften veröffentlichen wir.



Ich stehe mit meiner Banknachbarin im Wettbewerb, um bessere Leistungen zu erreichen.

Jacqueline Rost, Grimma, 7240



Ich besuche das Trainingszentrum „Biathlon". Um in Form zu bleiben, trainieren wir täglich Rumpfheben, Rumpfbeugen, Stangenklettern, Klimmzüge und ähnliche Übungen. Über meine sechs Sporturkunden und drei Medaillen freue ich mich.

Frank Donath, Dippoldiswalde, 8230



Für die Erfüllung unseres Forschungsauftrages zu Ehren des XI. Parteitages der SED erhielten wir den 1. Platz. Das Thema hieß: Schreibt und zeichnet auf, was sich bei Euch in der Familie nach dem X. Parteitag verändert hat. Jeder Pionier gestaltete eine Seite, die wir zu einer schönen Mappe banden und mit den Paßbildern der Schüler versahen.

Anja Saß, „Frösi"-Korrespondent, Rostock, 2520

Zeichnungen: Andreas Strozyk
Redaktion: Annette Schlegel/ Frank Frenzel



Kann das gerecht sein?


Ngoc Anh, Vietnam


Marlon Silva Morazán, Nikaragua


Augusto aus Angola

Auf der internationalen Konferenz „Kinder, Frieden und Entwicklung" am 3. August 1986 in Schwedt, sprachen die Teilnehmer des 29. Internationalen Sommerlagers der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" aus der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" über das wichtigste Problem, das es in der Welt gibt: den Frieden. Leidenschaftlich verurteilten sie den Imperialismus, der Schuld an Hunger, Not und Elend von Millionen Kindern ist. Wie sehr der Imperialismus sich als ein Feind der Völker zeigt, kommt in dem Diskussionsbeitrag Nikaraguas besonders zum Ausdruck.

Ich möchte heute ein paar Worte zur Situation in unserem Lande sagen und euch erzählen, wie die Kinder in Nikaragua leben. Zu Beginn möchte ich mich vorstellen. Ich heiße Marlon Silva Morazán und wohne in Telpaneca, einem kleinen Dorf im Norden des Landes an der Grenze zu Honduras.

Meine Mama heißt Marlene Caldera Morazán und arbeitet als Waschfrau. Manchmal ist sie auch in unserem Gesundheitszentrum beschäftigt, wo sie Lebensmittel verteilt, die ihr uns als Solidaritätsgeschenke schickt. Am Vormittag lerne ich in der Schule und nachmittags hacke ich Holz, jäte Unkraut im Garten oder helfe woanders. Wir sind acht Personen in meiner Familie, und ich bin der einzige Mann im Haus. Trotzdem bin ich der beste Schüler unserer Schule und einer der Gründer der Pionierorganisation in meiner Schule. Wir unternehmen viel gemeinsam. Besonders schön fand ich ein Pfadfinderlager, in dem wir alle zusammen gespielt, gesungen und getanzt haben.

Eng sind wir mit unseren großen Freunden, den Soldaten der FSLN, verbunden. Wir schicken ihnen Süßigkeiten und Zigaretten und schreiben ihnen Briefe. Darin sagen wir ihnen, daß sie weiter so tapfer kämpfen sollen, und daß wir schnell groß werden möchten, um an ihrer Seite mitkämpfen zu können.

Wir legen auch Blumen auf den Gräbern gefallener Genossen nieder und besuchen die Mütter dieser Genossen, um ihnen zu helfen. Die sandinistische Revolution hat für uns Kinder schon viel getan. Aber das Leben für unser Volk ist sehr schwer. Schuld daran ist der USA-Imperialismus. Er gönnt uns kein Glück, keine Freude, keinen Fortschritt und kein besseres Leben. Er schickt bezahlte Banditen, die Kontras, in unser Land, die unsere Ernten vernichten, Schulen zerstören, morden und plündern.

Täglich werden von ihnen Kinder oder deren Eltern umgebracht. So gibt es viele Kinder, die keine Eltern mehr haben. Wir hassen die Kontras und kämpfen so lange, bis sie besiegt sind. Ich selbst habe schon einen Kampf miterlebt.

Ich mußte zusehen, wie mein Vater von einer Kugel des Feindes getroffen wurde und zu Boden fiel. Er rief mir noch zu, ich solle mit seiner Maschinenpistole weiterschießen. Ich schoß, wie er es gesagt hatte.

In diesem Kampf wurde ich durch eine Kugel am rechten Bein verwundet. Das war vor sechs Monaten.

Am 3. Juli legten die Kontras nicht weit von meinem Heimatort, in Bacayicito, einen Hinterhalt und überfielen einen Lastwagen, der Zivilpersonen transportierte. Dabei wurden acht Männer, zwölf Frauen und zwölf Kinder ermordet, von denen einige noch Säuglinge waren.

Ich frage euch: Kann so etwas gerecht sein?

Wir sollen umgebracht werden einzig und allein aus dem Grund, weil wir frei und glücklich sein wollen, genau wie ihr hier in der DDR.

Viele Kinder in unserem Land sind zu Waisen geworden. Ich möchte ein Beispiel nennen, das viele von euch sicher schon kennen. Unsere Gefährtin Martha Lissett Arias von kaum acht Jahren verlor ihren Vater in einem Gefecht im Jahre 1982. Ihre Mutter wurde im Jahre 1985 bei einem Hinterhalt ermordet, als sie auf dem Weg zur Kaffeeernte war.

Der Kaffee ist eines unserer wichtigsten Erzeugnisse, das wir exportieren, um für den Erlös Medikamente und andere Waren zu kaufen, die wir dringend benötigen.

Ich frage euch: Kann das alles gerecht sein?

Das, was in Nikaragua, aber auch in Südafrika, in Chile, in El Salvador, in Honduras, in Palästina, in Libyen und an vielen anderen Orten der Welt geschieht?

Das kann nicht gerecht sein! Nur Wahnsinnige oder die imperialistischen Mörder selbst können diese Verbrechen gutheißen. Auf der anderen Seite aber seid ihr alle solidarisch mit uns, wofür wir euch sehr danken.

In diesem Zusammenhang möchte ich die solidarische Hilfe der Kinder und des Volkes der DDR erwähnen, die in Form von Maschinen, Spielzeug, Bekleidung und Lebensmitteln geleistet wird. Diese Hilfe bedeutet für uns auch ein Krankenhaus und zwei Waisenhäuser. In einem dieser Waisenhäuser lebt z. B. Martha.

All das und vieles andere, mit dem ihr uns helft, wird von den Kindern und dem Volk Nikaraguas sehr hoch eingeschätzt. Wir wissen, von wem diese Hilfe stammt, und die Kinder haben eure Hilfe mit viel Freude entgegengenommen. Wir glauben, daß die beste Möglichkeit, uns für diese Hilfe zu bedanken, darin besteht, wenn wir die Revolution bis zur letzten Konsequenz verteidigen.

Es lebe der Frieden, die Freundschaft und die antiimperialistische Solidarität! Freies Vaterland oder Tod!

Fotos: Horst Glocke

Fünfundvierzig Jahre ist es her, als in Leningrad eine der schwersten Schlachten im Großen Vaterländischen Krieg geschlagen wurde – die Schlacht gegen den Hungertod. Die Faschisten belagerten seit September 1941 die Stadt, die von ihren Einwohnern heldenhaft verteidigt wurde. Die einzige Verbindung zum Hinterland war ein 30 km langer Weg über den zugefrorenen Ladogasee. Aber dieser reichte nicht aus, die Millionenstadt mit genügend Lebensmitteln zu versorgen. Tausende Menschen verhungerten. Erst im Januar 1944 konnte Leningrad befreit werden. 470 000 Leningrader wurden Opfer der Blockade.

Brennende Ähren

WITALIJ KOSTYLJOW

An einem eisigen Februartag des Jahres 1942 wurden meine Mutter und ich aus dem blockierten Leningrad evakuiert. Mein Vater blieb zurück, er arbeitete in einem Rüstungsbetrieb. Wir wurden in einer Autokolonne auf einem offenen Lastwagen über das Eis des Ladogasees – den berühmten Weg des Lebens – aus Leningrad herausgebracht. Ein Wunder, daß wir nicht erfroren sind und daß unser Lastauto nicht von den Bomben der Faschisten getroffen wurde! Ich war ein Junge, dünn zum Umblasen.
In einem Walddörfchen machten wir halt. Ich stieg aus und sah etwas Erstaunliches: einen Jungen in meinem Alter, der einen Hund mit Brot fütterte. So ein Brotkanten war in Leningrad eine Wochenration! Ich ging auf den Jungen zu. Er wich vor mir zurück, wohl wegen meiner hungrigen Augen, aber dann gab er mir den Brotkanten. Gierig verschlang ich ihn.
Wir wurden zu einer Eisenbahnstation gebracht und eingeteilt, wer wohin fährt: nach Kasachstan zum Beispiel, oder nach Sibirien. Meine Mutter und ich fuhren zur Großmutter in ein Dorf im Gebiet Archangelsk.
Als Evakuierte erhielten wir auf Lebensmittelkarten zweimal mehr Brot als in Leningrad!
Der Frühling kam. Mutter und ich gruben Beet für Beet um und säten. Anfangs half uns die Großmutter, aber dann beschwor sie uns: „Wohin wollt ihr mit diesen Mengen? Man kann sich nicht für fünf Winter Vorräte anschaffen!" Wir mußten ihr recht geben. Weder Fässer noch Keller würden dafür ausreichen.
In der Kolchose gab es nur Krüppel, alle gesunden Männer waren an der Front. So mußten wir 12jährigen hinter dem Pflug hergehen. Die Dorfjungen sahen mich von der Seite an: Würde ein Stadtjunge ein Pferd anspannen können? Aber ich wollte es ihnen schon zeigen.
Meine Großmutter war großartig. Sie brachte mir das Mittagessen auf das Feld und setzte sich mit mir etwas abseits von den anderen, wenn diese Milch und Brötchen und wir nur Kwas und Zwiebellauch hatten. „Wenn die Ähren reif sind, backe ich dir vom ersten Weizendrusch auch solche Brötchen", flüsterte mir die Großmutter zu.
Die Ähren wurden reif. Für uns Halbwüchsige gab es neue Arbeit: die Garben mußten von den umliegenden Feldern in die Scheunen eingefahren werden.
Ich saß hoch auf der Fuhre und trieb das Pferd an. Ein altes Tier würde jedes Schlagloch umgehen, aber ich hatte ein junges, unerfahrenes in der Deichsel und durfte keinen Blick vom Weg wenden. Mir fiel auf, daß immer mehr Vögel der Wagenspur folgten. Sie fraßen die durch die Wagenritzen herabfallenden Körner. Man müßte Strohmatten auf den Boden des Wagens legen, dann würde kein Körnchen mehr verlorengehen.
„Nein, dieser Leningrader!" rief, verwundert über meinen Vorschlag, der lahme Lagerarbeiter Ignatij Makarowitsch, der uns das Getreide in der Scheune abnahm. „Hört mal, Kinder, er hat recht. Wozu sollen wir die Krähen füttern? Legt vor dem Aufladen eine Strohmatte, oder besser noch, ein altes Bettlaken auf den Wagen."
Die Vögel zogen nach dem Süden. Es wurde Herbst. Die Großmutter schickte mich Pilze zu suchen. Unterwegs bog ich zum Feld ab, von dem wir das Getreide eingefahren hatten. Verwaist lag es da. Nur Krähen spazierten darüber hin und sammelten sich an bestimmten Stellen. Hatten dort nicht die Getreidepuppen gestanden? Ich ging näher und sah Ähren auf dem Feld liegen. Statt mit Pilzen füllte ich meinen Korb mit Ähren und brachte ihn zu Ignatij in die Scheune. Er überprüfte dort mit dem Kolchosvorsitzenden die Schlösser der Scheunentür.
„Nein, dieser Leningrader!" rief er wieder verwundert. „Diesmal macht er uns nicht auf Körner, sondern auf ganze Ähren aufmerksam..." Der Vorsitzende steckte die Hand in den Korb und raschelte mit den Ähren. „Also hat man im Rayonzentrum richtig entschieden: Jeder, der sich auf den Beinen halten kann, muß Ähren sammeln gehen!"
Eine mühselige Arbeit! An den Stoppeln sticht man sich die Hände blutig, an heißen Tagen prallt die Sonne unerträglich auf den Rücken, bei Unwetter wird man bis auf die Haut naß, was noch schlimmer ist.
Besonders erschöpft waren wir vom Ährenlesen auf dem Feld, das von der Kolchose am weitesten entfernt lag. Um den weiten Weg nicht noch einmal machen zu müssen, sammelten wir bis zum Dunkelwerden. Auf dem Stoppelfeld war ein Ährenhaufen von stattlicher Größe emporgewachsen. Wir wollten ihn am anderen Tag mit dem Wagen holen. Zum Schutz gegen Wind und Feuchtigkeit umgaben wir die Ähren mit Stroh. Fünf Jungen wurden bestimmt, sie bis zum Morgen zu bewachen, darunter auch ich.
Im Norden sind die Nächte im September schon kalt. Wir entzündeten ein Feuer. Die Flammen erwärmten das Gesicht, aber der Rücken war der feuchten Kälte des Herbstes ausgesetzt. Wir beschlossen, uns zusätzlich mit Bockspringen zu erwärmen. Plötzlich ließ uns alle der Schreckensschrei: „Es brennt!" zusammenfahren. Das Stroh hatte Feuer gefangen.
„Schnell!" schrie ich, riß mir die Jacke vom Leib, rannte zur Brandstelle und begann, mit der Jakke auf die züngelnden Flammen einzuschlagen. Es folgten Mützen, Mäntel, alles, womit wir bekleidet waren. Wir dachten, wir könnten den Brand mit unseren Sachen ersticken. Das Feuer wurde zeitweise tatsächlich geschwächt, flammte dann aber mit neuer Kraft auf.
In meinem Kopf jagten sich Gedanken und Bilder: Leningrad, die Menschenschlange vor dem Lebensmittelgeschäft, die Ausgabe von Nahrungsmitteln, ein Luftangriff, eine Brandbombe fiel in eine Kiste mit Makkaroni, eine Frau warf sich auf die Flammen, erstickte sie mit ihrem Körper...
Die Jacke vor mich haltend, stürzte ich zum Feuer und ließ mich mit der Jacke auf die Flammen fallen.
In meinem Kopf verwirrte sich alles: Leningrad und das Dorf, Makkaroni und Ähren. Und dann plötzlich das langersehnte Ende der Blockade: „Hurra!"
„Er hat das Bettlaken wieder zerrissen!" hörte ich eine unzufriedene Frauenstimme.
Ich öffnete die Augen und sah vor mir eine Frau in einem weißen Kittel. Eine Ärztin?
„Was ist mit den Ähren?" rief ich aufgeregt.
Die Frau beugte sich über mich: „Deine Ähren sind nicht verbrannt." „Und die Kinder?" rief ich wieder.
„Deine Freunde sind wohlauf. Wären sie nicht gewesen, wer hätte dir das Leben gerettet? Sie haben ihre Haut mit dir geteilt."
Ich lag im Bezirkskrankenhaus. Man erzählte mir: Mein Körper hatte gebrannt. Infolge der Brandwunden hatte ich das Bewußtsein verloren. Die Jungen liefen ins Dorf und holten Hilfe. Ich wurde ins Krankenhaus gebracht. Dort nahm man eine Hautverpflanzung vor.
Meine Bettnachbarn sagten mir, daß ich im Fieberwahn immer vom Ende der Blockade phantasiert habe.
An einem Januartag kam ein Junge ins Krankenzimmer gerannt. Er brachte uns Zeitungen und schrie aus vollem Halse: „Sie ist aufgehoben! Die Blockade ist zu Ende!"
„Hurra! Salut aus allen Geschützen!" schrie ich voller Freude. Und alle im Krankenzimmer stimmten mit ein.

Ubersetzung aus dem Russischen: Thea Woboditsch
Zeichnung: Karl Fischer
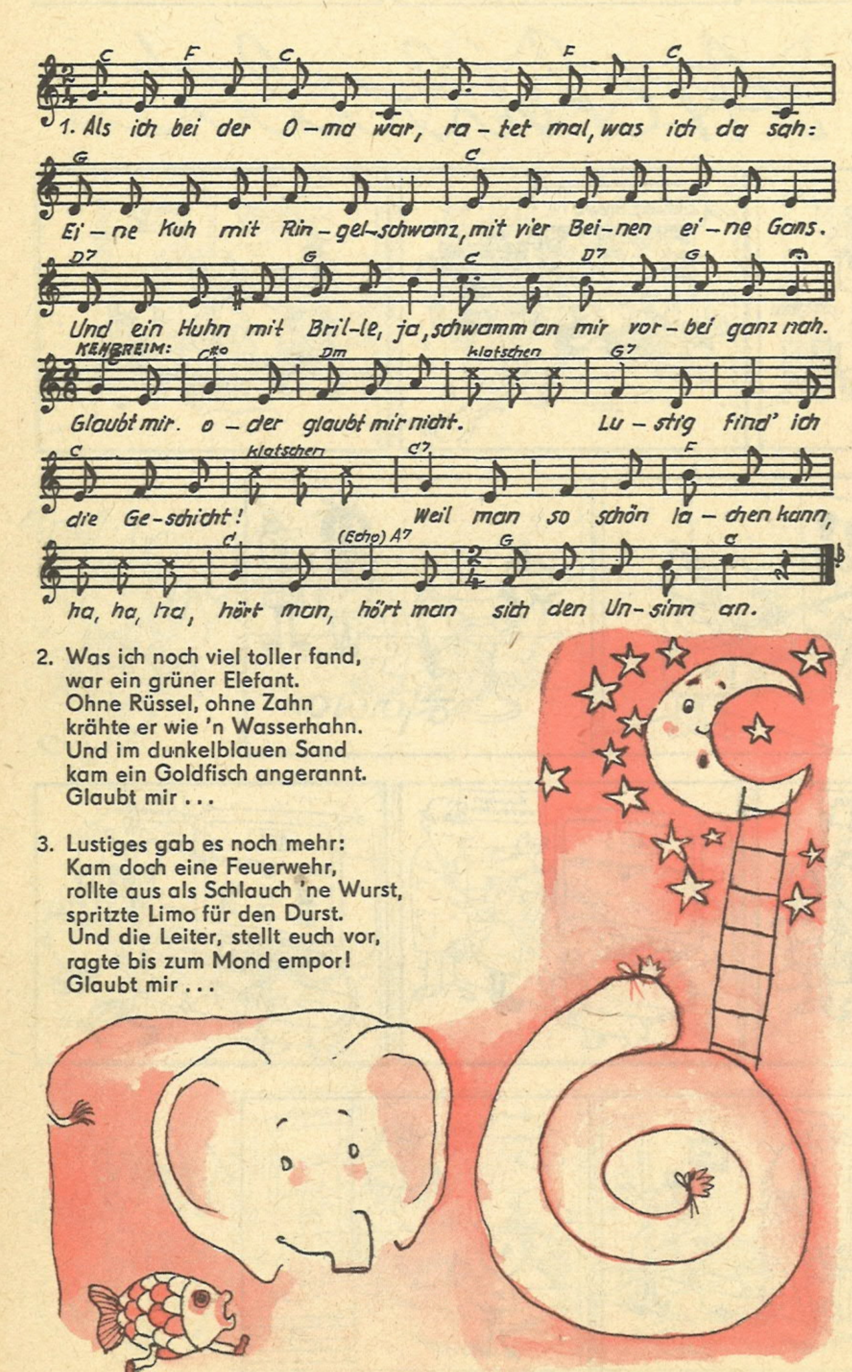


Reim dich, oder ich freß dich

Sing mit, Pionier!

WINTERFERIEN ohne SPASS, WITZ und LACHEN – das gibt es nicht! Bestimmt habt ihr euch auch ein zünftiges FASCHINGSTREIBEN vorgenommen. Für all das sind die folgenden Lieder als Stimmungsmacher gut geeignet.

Kleines Lügenlied

Text: Joachim Wiemann Musik: Gerhard Graul
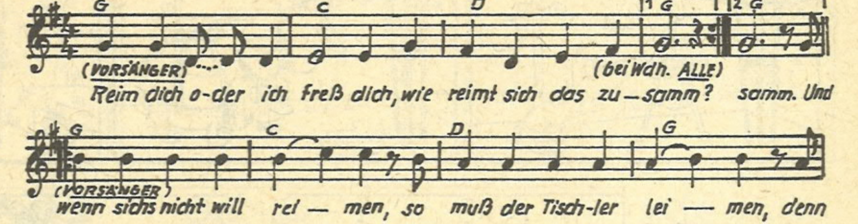


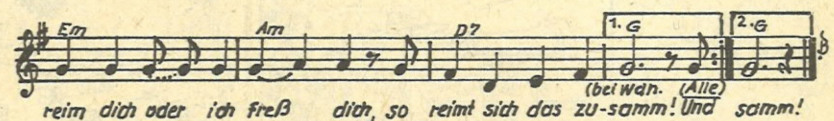
2. Was ich noch viel toller fand,
war ein grüner Elefant.
Ohne Rüssel, ohne Zahn
krähte er wie 'n Wasserhahn.
Und im dunkelblauen Sand
kam ein Goldfisch angerannt.
Glaubt mir . . .

3. Lustiges gab es noch mehr:
Kam doch eine Feuerwehr,
rollte aus als Schlauch 'ne Wurst,
spritzte Limo für den Durst.
Und die Leiter, stellt euch vor,
ragte bis zum Mond empor!
Glaubt mir . . .

Scherzlied (zum Vor- und Nachsingen)

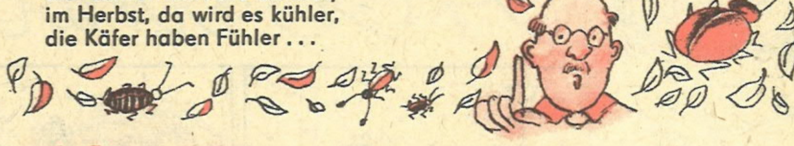
Melodie und 1. Strophe: überliefert,
Strophen 2 bis 10 und Akkordbezeichnung: Christian Lange





2. Kuhstall, Hort und Motor,
wie reimt sich das zusamm'?
Im Kuhstall stehn die Rinder,
im Hort gibts viele Kinder,
der Motor hat Zylinder.
So reimt sich das zusamm'!

3. Lehrer, Herbst und Käfer . . .
Der Lehrer lehrt die Schüler,
im Herbst, da wird es kühler,
die Käfer haben Fühler . . .





4. Hecke, Zähne, Arbeit . . .
Die Hecke muß man stutzen,
die Zähne gründlich putzen,
die Arbeit bringt uns Nutzen . . .

5. Zucker, Hals und Brause . . .
Den Zucker kann man naschen,
den Hals muß man sich waschen,
die Brause gibts in Flaschen . . .

6. Weide, Reiter, Raumschiff . . .
Zur Weide zieht die Herde,
der Reiter sitzt zu Pferde,
das Raumschiff umkreist die Erde . . .

7. Kellner, Imker, Eisenbahn . . .
Der Kellner muß bedienen,
der Imker züchtet Bienen,
die Eisenbahn braucht Schienen . . .





8. Hunde, See und Pflanzen . . .
Die Hunde können bellen,
auf See gibts hohe Wellen,
die Pflanzen haben Zellen . . .

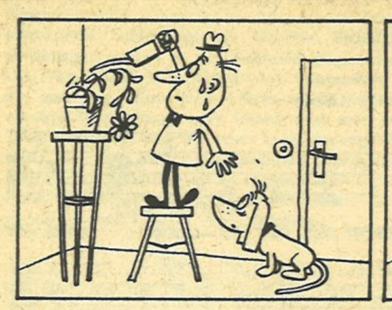
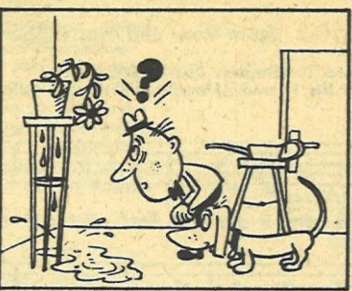
9. Fahrrad, Kopf und Fahnen . . .
Das Fahrrad läßt sich lenken,
den Kopf braucht man zum Denken,
und Fahnen kann man schwenken . . .

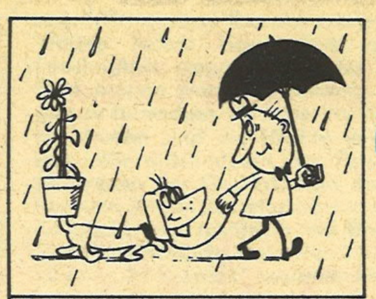
10. Zimmer, Jagdhund und dies Lied . . .
Das Zimmer hat vier Wände,
der Jagdhund ist behende,
dies Lied ist jetzt zu Ende . . .

Erfindet zu diesem Lied selbst weitere Strophen!

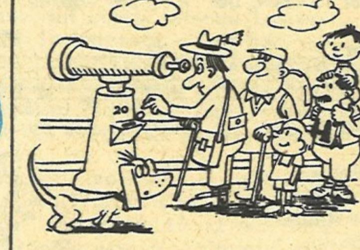
Zeichnungen: Jana Ruika

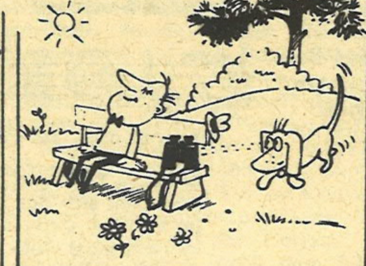
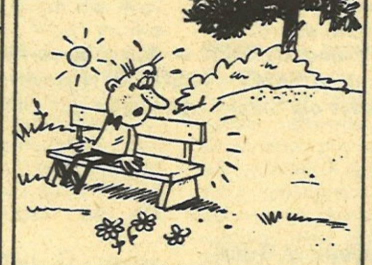
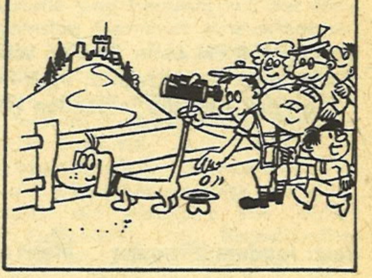




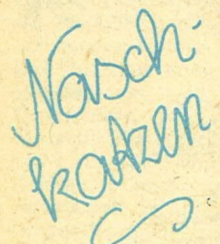




Ali und Archibald





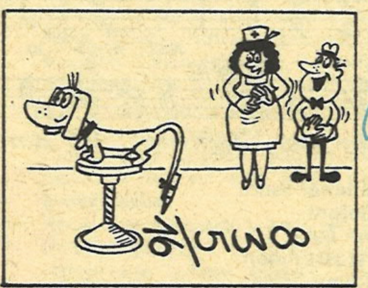
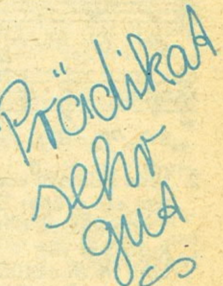


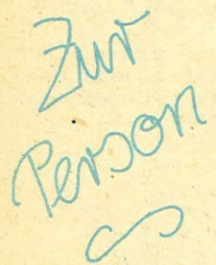


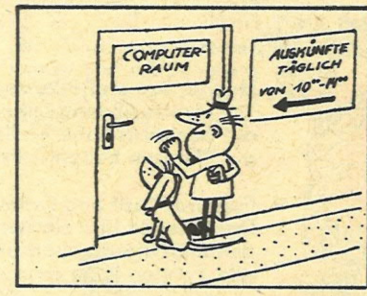


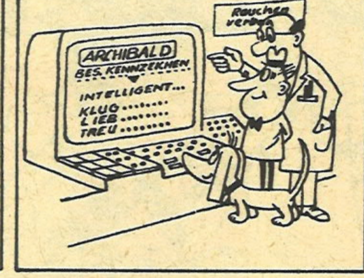


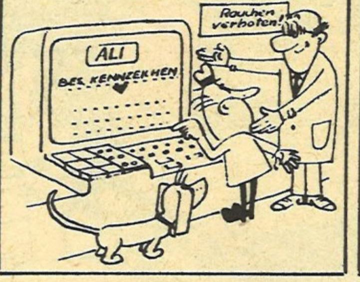


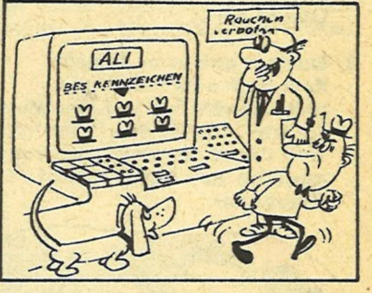








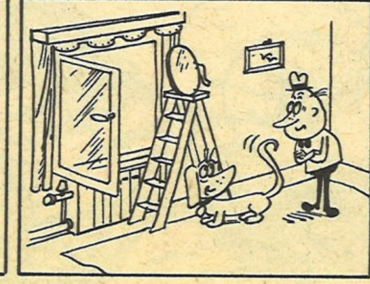
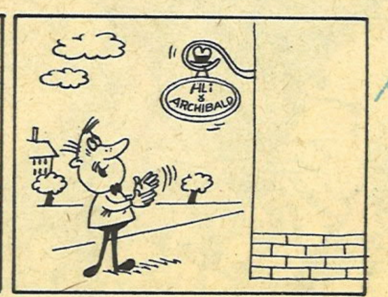






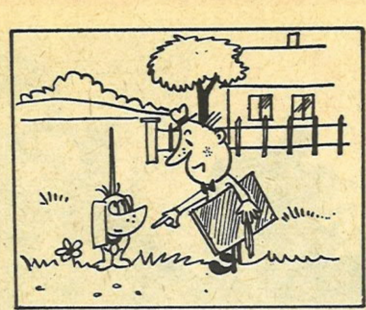
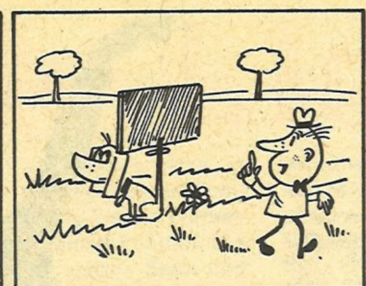
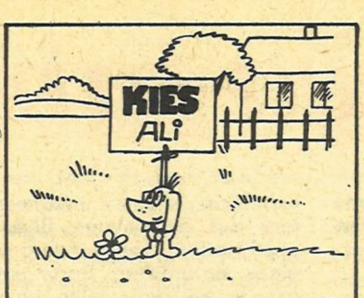


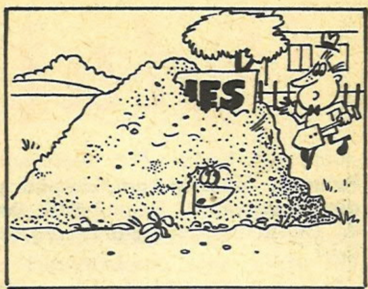


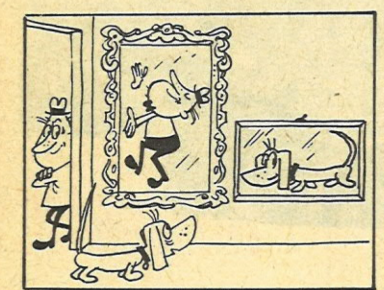
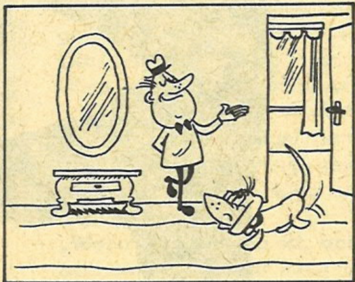
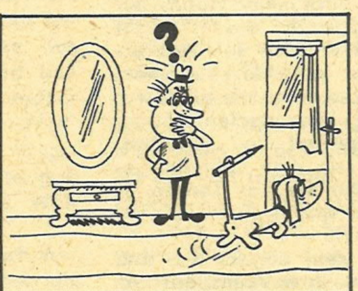
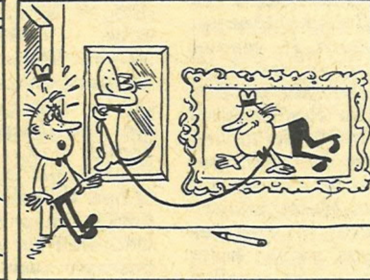
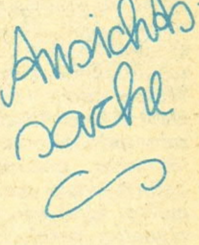
Firmen-
zeichen

Baumaterial



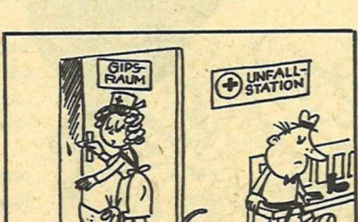
Ansichtssache

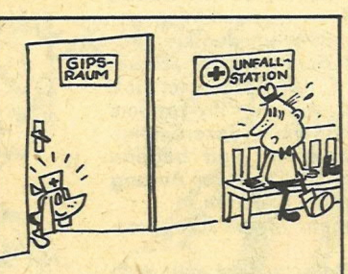






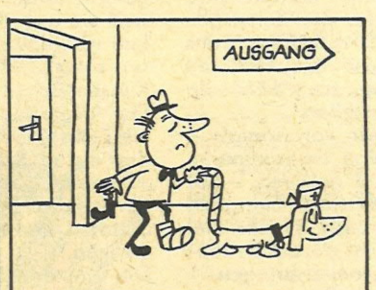
von Horst Alisch

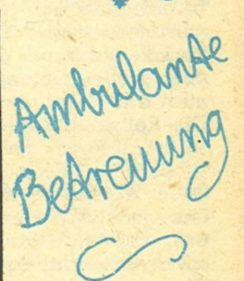


Ambulante Betreuung



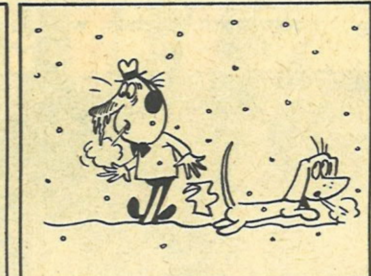






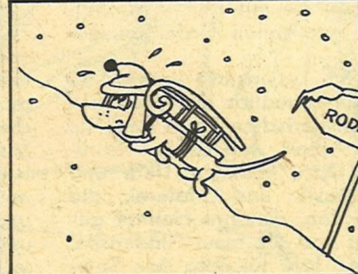
Minusgrade

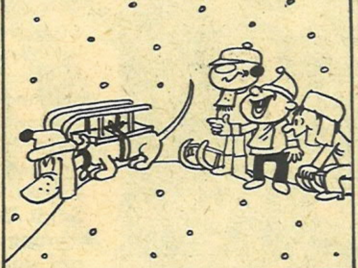
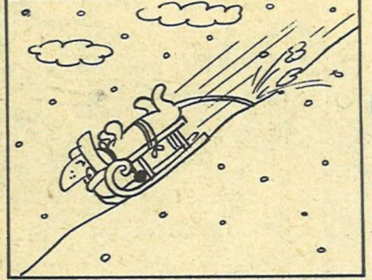




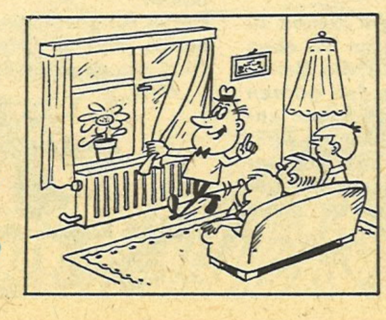
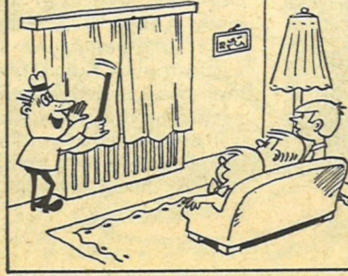
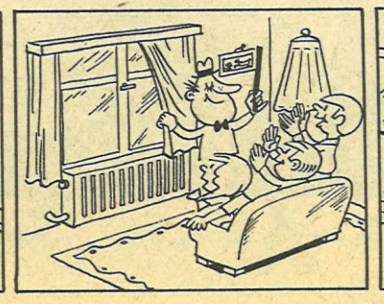
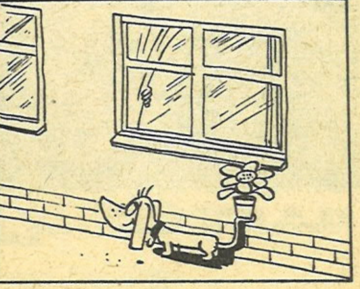

Rodeltechnik





Hokus Pokus

Palucca tanzt

Palucca, Tänzerin und Tanzpädagogin, feiert am 8. Januar 1987 ihren 85. Geburtstag. Wir gratulieren herzlich!

„Tanzen wollte ich schon immer, nur wußte ich nicht wie. Als Kind, in Amerika, wollte ich Rollschuhtänzerin werden, ich übte auch in meiner schulfreien Zeit eifrig in den Rollschuhbahnen, kam aber nur bis zum Walzer damit. – Dann kam ich nach Deutschland und fand Seiltanzen sehr viel interessanter, vor allem gefährlicher, und da ich mir immer Selbstbeweise meines Mutes bringen mußte, fand ich dieses als den geeigneten Beruf. Etwas später hatte ich nur noch den einen großen Wunsch, Tänzerin zu werden."

Als Palucca diese Erinnerungen aufschrieb, war sie 25 Jahre alt und bereits eine berühmte Künstlerin. „Palucca tanzt" – so kündigten Plakate in vielen Städten Europas ihre Tanzabende an, und die Zeitungen berichteten von „Orkanstürmen des Beifalls". Schaut auf das Bild mit dem großen Sprung, dann könnt ihr euch das sicher vorstellen.
Die Rollschuhtänzerin von damals – sie ist übrigens keine Amerikanerin, sondern in München geboren – hat ihren Wunsch verwirklicht. Energisch und beharrlich verfolgte sie ihr Ziel und ließ sich auch durch Enttäuschungen nicht davon abbringen.
Also ging sie eines Tages zu der großen Tänzerin Mary Wigman, die gerade eben nach Dresden gekommen war. Wigman erkannte ihr Talent auf den ersten Blick – „ein prachtvolles Tanztemperament mit einer natürlichen Sprungkraft, wie ich sie bei den vielen jungen Tänzerinnen, die durch meine Hände gegangen sind, kaum wieder erlebt habe" – und Palucca sah zum erstenmal Tänze von Mary Wigman, die ganz anders waren als alles, was sie bis dahin kennengelernt hatte. Sie war begeistert und glücklich: Endlich hatte sie eine Lehrerin gefunden, bei der sie das Tanzen so lernen konnte, wie es ihren Vorstellungen entsprach.
Und weil sie sehr begabt war und besessen von ihrer künstlerischen Aufgabe, wurde sie eine der besten Schülerinnen und die hervorragendste Tänzerin der Wigman-Gruppe. Nach vier Jahren trennte sich Palucca von ihrer Lehrerin, ohne jemals zu vergessen, was sie von ihr gelernt hatte. Sie tat diesen Schritt, weil sie nun ihren eigenen Weg gehen wollte – den Weg, den sie später selbst mit dem Namen „Neuer Künstlerischer Tanz" bezeichnet hat. Sie gestaltete eigene Programme mit selbstgeschaffenen Tänzen, nahm die ersten Schüler an und begann zu unterrichten. Das war der Anfang der Palucca Schule Dresden.
Seitdem sind mehr als 60 Jahre vergangen.
Die Tänzerin Palucca lebt nur noch in Bildern und Erinnerungen, die Pädagogin Palucca aber könnt ihr heute noch erleben, wie sie kleine und große Schüler durch ihr Vorbild für den Tanz begeistert, bildet und erzieht – in der staatlichen Fachschule für künstlerischen Tanz am Basteiplatz in Dresden, die ihren Namen trägt.
Sie ist Professor, Mitglied der Akademie der Künste unserer Republik, Ehrenbürgerin der Stadt Dresden und auch im Ausland eine bekannte Persönlichkeit. Für ihre großen Leistungen zur Förderung unserer Tanzkunst wurde sie mit dem Nationalpreis und mit hohen Orden ausgezeichnet.
In ihrem 85. Lebensjahr unterrichtet sie noch unermüdlich ihr Fach, den Neuen Künstlerischen Tanz; denn sie liebt ihre Arbeit, weil sie ihre Schüler liebt. Dazu kommen Tiere und Bücher, Musik und Malerei, die Stadt Dresden, die ihre Heimat geworden ist und die Insel Hiddensee, auf der sie Jahr für Jahr ihre Sommerferien verbringt.
Das alles und noch mehr gehört zu ihrem Leben. Das Tanzen ist eben nicht nur eine Arbeit für die Beine, sondern eine Kunst, die den ganzen Menschen und das ganze Leben angeht. Nur das, was ein Tänzer wirklich erlebt, denkt und fühlt, kann er in seinen Tänzen überzeugend gestalten. Dazu braucht er vor allem Verstand.
Palucca erklärt das schon ihren jüngsten Schülern, die gerade so alt sind wie ihr. Sie sagt: *„Ihr müßt auch mit dem Kopf tanzen und manchmal mit den Beinen denken."*
Die Schüler begreifen das schnell und bringen selbst viele Ideen mit, wie und was sie tanzen wollen, und Palucca arbeitet mit ihnen daran. Deshalb freuen sie sich auf jede Unterrichtsstunde, die sie bei Palucca haben.
„Manchmal macht Palucca kleine Tanzwettbewerbe mit uns. Das spornt uns sehr an ... Nach dem Unterricht gehen wir oft mit ihr durch den Großen Garten. Ihr Hund Karlchen darf natürlich nicht fehlen ... Sie erzählt uns viel aus ihrem Leben und teilt uns ihre Erfahrungen mit ... Palucca ist unser Vorbild, und wir möchten sie bis an das Ende unserer Studienzeit und auch im weiteren Leben als gute Freundin behalten."
Diese Aufgeschlossenheit und Sympathie ihrer Schüler ist das schönste Geburtstagsgeschenk für Palucca.

Wolfgang Zeibig
Palucca Schule Dresden

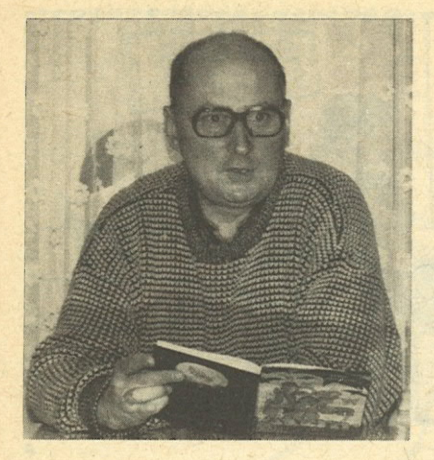


„Mit Schwung", aus einem Tanz der Palucca, 1925



Palucca mit der Klasse 1a zum „Tag der offenen Tür", 1985

Fotos: Ch. Rudolph, JW/Wulf Olm



Die kleine Hexe

GESCHICHTE OHNE SCHLUSS

Hallo, liebe Geschichtenausdenker! Hier ist wieder etwas für euch!
In vielen Briefen schreibt ihr, daß euch die Erzählungen, die von „Frösi"-Lesern und Schriftstellern gemeinsam geschrieben wurden, besonders gefallen.
Diesmal ist es umgekehrt: Nicht der Anfang einer Geschichte, sondern ihr lustiges, trauriges, phantastisches, betrübliches – jedenfalls verblüffendes Ende wird gesucht.
Der Schriftsteller Peter Abraham gibt euch Gelegenheit, phantasievoll zu beenden was er begann.

Es war einmal eine kleine Hexe. In einer Nuß war sie den ganzen Sommer herangewachsen, bis die Herbststürme den Baum leerschüttelten. Die Nuß fiel auf einen spitzen Stein und die Schale zerbrach. Die kleine Hexe blieb noch ein Weilchen im Gras liegen. Sie mußte sich erst an das Licht, an die frische Luft und den Wind gewöhnen. Als sie sich endlich aufrichtete, sah sie, daß der Nußbaum auf einem Hügel stand. Ringsumher, soweit das Auge reichte, gab es nur Felder, Wiesen und Wälder...

„Wenn niemand da ist, den ich verzaubern kann, wird mein Leben als Hexe wohl sehr langweilig werden", sagte sie.

Sie wartete einen Tag und noch einen, eine Woche, einen Monat, beinahe ein Jahr. Endlich kam ein rotes Eichkätzchen mit langen Sprüngen herangejagt, kletterte auf den Nußbaum und knabberte Nüsse. Die kleine Hexe begann sofort mit ihrem Zauber. Sie murmelte Sprüche mit ungeheurer Zauberkraft wie diesen: „Krötendreck und Vogelspeck, Eisenwurz und Fliegen..., Brimborium zur Mitternacht, wachse, meine Zauberkraft..." Sie tanzte und sprang wild herum, so daß das Eichhörnchen sie erstaunt beäugte. Leider fiel der kleinen Hexe aber nicht ein, in was sie das Eichkätzchen verzaubern wollte. Sie hatte doch bisher so wenig von der Welt gesehen. Nur Felder, Wiesen und Wälder... Als das Eichkätzchen gerade mit seiner Beute, einer großen Nuß verschwinden wollte, erinnerte sich die kleine Hexe, daß sie auf dem Felde eine Krähe gesehen hatte. Ja, das Eichhörnchen sollte eine Krähe werden! Und schwuppdiwupp – saß statt des Eichkätzchens eine Krähe im Nußbaum. Aber sehr zufrieden war die kleine Hexe damit auch nicht. Die Krähe saß schwarz und häßlich da und hielt nach einem Wurm Ausschau. „Ist die aber langweilig", murmelte die kleine Hexe. „Sie müßte wenigstens gelbes und rotes Gefieder haben und einen langen, gebogenen Schnabel."

Schwuppdiwupp – da war aus der Krähe ein Vogel mit gelbem und rotem Gefieder geworden. Einen gebogenen Schnabel besaß er auch. Dieser seltsame Vogel stolzierte vor der Hexe auf und ab.

„Augen sollst du haben, wie die strahlende Sonne!" befahl die kleine Hexe.

Und schwuppdiwupp – da spürte sie, wie der Blick des Vogels wärmte. „Eigentlich müßte der Vogel singen, wie die Grashalme im Wind", sagte die kleine Hexe.

Schwuppdiwupp – auch dieser Zauber erfüllte sich. Es erklang eine feine Melodie, die sich anhörte wie ferne Orgelmusik. Vor Freude sprang die kleine Hexe wild umher. Ihre Tänze wurden immer toller. Aber noch immer war sie mit dem Vogel nicht zufrieden. „Du sollst ein ganz besonderer Vogel werden", rief sie. „Du sollst sprechen und zaubern können!"

„Schwuppdiwupp", sagte der Vogel. „Als erstes, meine kleine Hexe, werde ich dich verzaubern. Krötendreck und Vogelspeck, Eisenwurz und Fliegen..., Brimborium zur Mitternacht, wachse, meine Zauberkraft..."

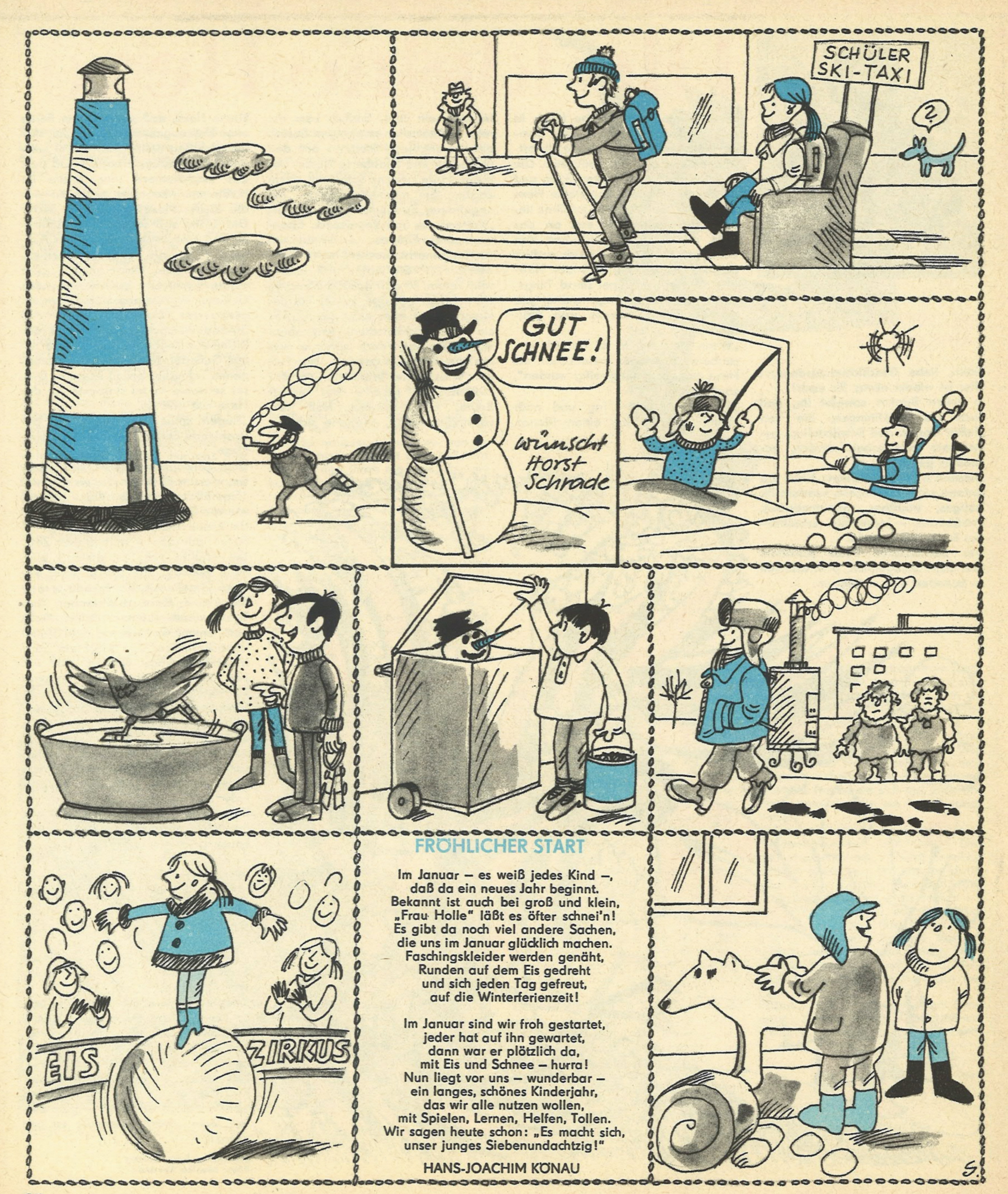
Der Vogel hatte auch nicht viel von der Welt gesehen, darum fiel ihm kaum etwas ein.

Jedenfalls, schwuppdiwupp, da war unsere kleine Hexe...

PETER ABRAHAM

Nun schnell zur Feder gegriffen! Euch kribbelt es doch sicherlich schon in den Fingern.
Schreibt die Geschichte zu Ende und schickt sie an Redaktion „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056, Kennwort: Geschichte ohne Schluß. Einsendeschluß: 1. März 1987.
Auf eure Post sind wir ganz neugierig. Die originellsten Schöpfungen veröffentlichen wir. Und es gibt wieder viele „Frösi"-Souvenirs zu gewinnen.

Zeichnung: Erich Gürtzig
Foto: Monika Reinhold



FRÖHLICHER START

Im Januar – es weiß jedes Kind –,
daß da ein neues Jahr beginnt.
Bekannt ist auch bei groß und klein,
„Frau Holle" läßt es öfter schnei'n!
Es gibt da noch viel andere Sachen,
die uns im Januar glücklich machen.
Faschingskleider werden genäht,
Runden auf dem Eis gedreht
und sich jeden Tag gefreut,
auf die Winterferienzeit!

Im Januar sind wir froh gestartet,
jeder hat auf ihn gewartet,
dann war er plötzlich da,
mit Eis und Schnee – hurra!
Nun liegt vor uns – wunderbar –
ein langes, schönes Kinderjahr,
das wir alle nutzen wollen,
mit Spielen, Lernen, Helfen, Tollen.
Wir sagen heute schon: „Es macht sich,
unser junges Siebenundachtzig!"

HANS-JOACHIM KÖNAU

HOCH SOLL SIE LEBEN ...

Hier geht es um fieberhaften Sammelfleiß! Denjenigen, die noch einige SERO-Sammelprobleme haben, kommt ihr mit unserem Thermometer auf die Spur. Auf jeder Seite findet ihr einen Sammler, der sich selbst überprüfen sollte. Auf unserem Thermometer ist ein Pfeil. Legt diesen Pfeil an den Punkt des Fragezeichens, lest in der Skala die Temperatur ab, und übertragt das Meßergebnis auf Seite 24. Wer will sich das Sammeln mit technischen Hilfsmitteln erleichtern?





Bei Schrott kommt es auch auf allerkleinste Reserven an. Und neben Haushaltschrott gewinnt auch der Elektronikschrott zunehmend an Bedeutung. Euer Hauptaugenmerk solltet ihr aber nach wie vor auf gewöhnlichen Sammelschrott legen. Und noch ein Emmy-Sammeltip:



Am 22. Oktober 1986 löste Emmy ihr Versprechen ein. Sie bat zum Foto mit Elefant! Pünktlich um 10.00 Uhr kamen ihre beiden Schwestern aus dem Rostocker Zoo anmarschiert. Und 90 Minuten lang standen sie bereitwillig Modell, denn so lange dauerte es, bis alle Gruppen fotografiert waren. Vier Stunden später gab es dann die Bilder. Während eines großen Pionierfestes überreichten die Pioniere ihre „Emmy"-Sammelschecks an den Generaldirektor des Kombinates SERO, Genossen Hans-Joachim Schmidt. Und sie versprachen, auch weiterhin im Rahmen der „Großfahndung — Millionen für die Republik" fleißig nach Sekundärrohstoffen Ausschau zu halten.
Es waren drei unvergeßliche Tage in Rostock! Ein Extra-Emmy-Trompetentusch all denen, die mit viel Liebe und fleißiger Arbeit die Vorbereitungen fest im Griff hatten.

Aus diesen Schulen kamen unsere „Frösi"-Gewinner:
Otto-Buchwitz-Oberschule, Wolkenburg, 9614
Paul-Niclas-Oberschule, Ziegendorf, 2851
16. Oberschule Berlin, 1035
29. Oberschule, Gera-Lusan, 6502
Karl-Marx-Oberschule, Neustadt/Orla, 6710
Wladimir-Majakowski-Oberschule, Karl-Marx-Stadt, 9044
Wilhelm-Pieck-Oberschule, Löbau, 8700
Karl-Liebknecht-Oberschule, Teuchern, 4855
Sonderschule „Makarenko", Hoyerswerda, 7700
Hans-Beimler-Oberschule, Börgitz, 3501
Friedrich-Engels-Oberschule, Bad Dürrenberg, 4203
Hermann-Schuldt-Oberschule, Rostock, 2520
Dr.-R.-Friedrichs-Oberschule, Dresden, 8019
Aus dem Bezirk Rostock waren außerdem 11 Kreisdelegationen der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" mit ihren fleißigsten SERO-Sammlern eingeladen.

Fotos: Werner Popp

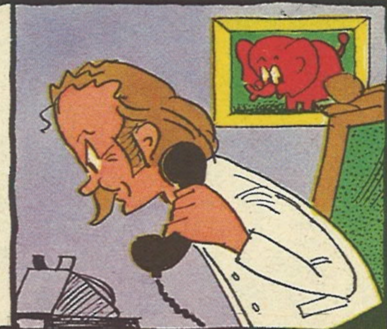
Bei Schrottsammlungen solltet ihr euch nicht scheuen, die FDJler eurer Schule oder die Patenbrigade um Mithilfe zu bitten.
Ein Tip für die Hobby-Fotografen: Alte Fixierbadlösungen werden in speziellen Annahmestellen entgegengenommen.
Porzellan und Keramik gehören nicht in die SERO-Annahmestellen.

DAS GESCHENK

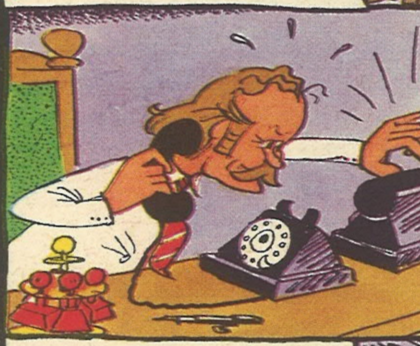
Emmy-Geburtstag im Januar. So stand es schon seit langem rot unterstrichen auf dem Terminkalender von Herrn Frank Finsterbusch aus Karl-Marx-Stadt. Trotz Schnurrbart selbst ein echter Emmy-Fan, hatte er den Auftrag der Karl-Marx-Städter Kinder gerne übernommen, ihrer Emmy in Berlin eine hübsche Geburtstagsüberraschung zu bereiten.



Eines Morgens klingelte bei Herrn Finsterbusch das Telefon. „Haben Sie denn schon ein Geburtstagsgeschenk für unsere Emmy?" Die Stimme klang ein wenig besorgt. „Äh, noch nicht, bald äh, demnächst ...", stotterte er.

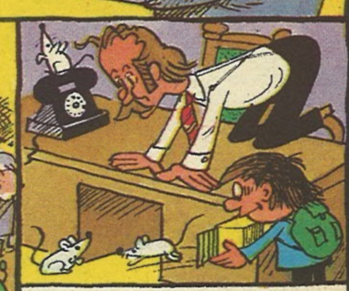


Von nun an stand sein Telefon keinen Augenblick mehr still. Pausenlos hagelte es Ideen und Vorschläge. Die ganze Stadt schien sich damit zu beschäftigen, wie und womit man dem Geburtstagskind eine Freude bereiten könnte.

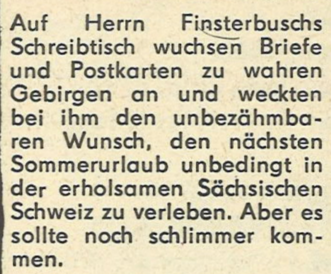


Die Sekretärin war ununterbrochen im Einsatz und leistete Schwerstarbeit. Weil die Telefone heißliefen, mußten sie ständig gekühlt werden. Und für die Postzustellung hatte das Postamt extra eine besonders kräftige Kollegin eingesetzt.





Auf Herrn Finsterbuschs Schreibtisch wuchsen Briefe und Postkarten zu wahren Gebirgen an und weckten bei ihm den unbezähmbaren Wunsch, den nächsten Sommerurlaub unbedingt in der erholsamen Sächsischen Schweiz zu verleben. Aber es sollte noch schlimmer kommen.



Auch der Besucherstrom beim Rat des Stadtbezirks nahm ständig zu und ...

Jeder hatte eine besondere Überraschung.



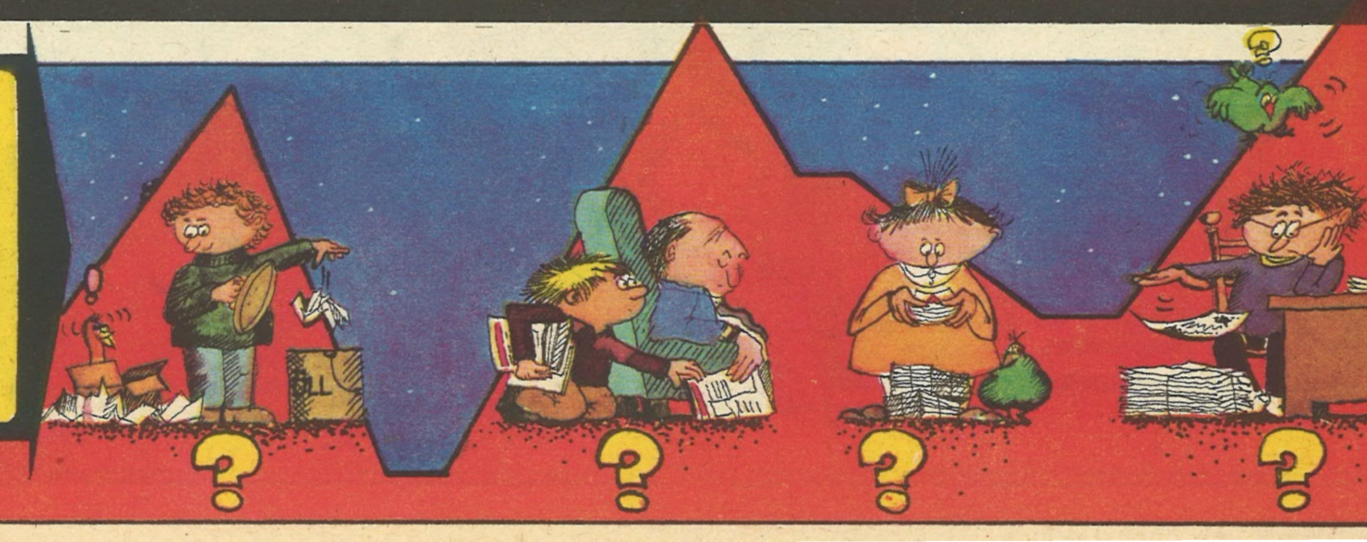
Entsetzt bemerkte die Sekretärin, daß sich ihr gestreßter Chef offenbar selbst zum Elefanten entwickelte. Zum Glück kam es nicht dazu. Als Herr Finsterbusch nämlich wieder einmal sein eigenes kleines Namensschild betrachtete, hatte er plötzlich den erlösenden Einfall.





Ein tolles Geschenk für Emmy. Vor Freude führte er einen Freudentanz auf.

Alte Zeitungen, vollgeschriebene Schulhefte, auch Bücher werden von fleißigen SERO-Sammlern in großen und kleinen Mengen zusammengetragen. Aber Leute: Knüllpapier, Kartons, Verpackungspapier und auch Geschenkpapier werden noch viel zu oft in Mülleimer geworfen oder verbrannt.



EINE VON ANFANG BIS ENDE WAHRE GESCHICHTE

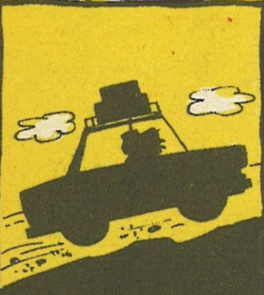


Jetzt ging alles Schlag auf Schlag. Zuerst diktierte er einen Eilauftrag an Ambrosius Blasebalg, dem Kunstschmied. Dann klemmte er sich sein Lieblingsbild von Emmy unter den Arm und machte sich selbst auf den Weg. Vielleicht würden dem Meister persönlich vorgetragene Hinweise von Nutzen sein.

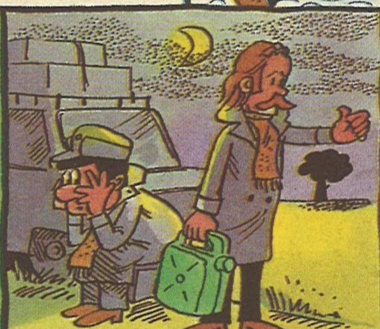


„Ein echt handgeschmiedetes elefantastisches Türschild!"

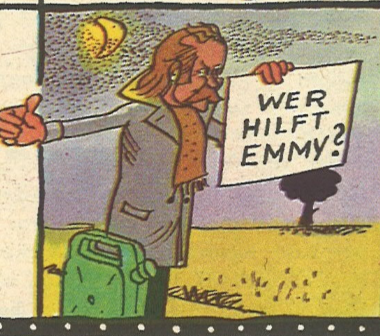




Ein herrliches Schild. Ein kunstvolles Emblem, das jedem sofort anzeigte, hier wartet Emmy auf Großfahndungspost. Dieses trat mit Herrn Finsterbusch und einem seiner Kollegen die Reise nach Berlin an. Alles schien in bester Ordnung zu sein . . .



. . . bis 30 Kilometer vor dem Ziel, wo ihnen der Sprit ausging und sie hofften, daß ihnen ein freundlicher Kraftfahrer aus der Patsche helfen würde. Denkste! Alle sausten vorbei. In ihrer Verzweiflung griffen sie zu einer List.





Der Name „Emmy" wirkte Wunder! Das nächste Auto hielt an!

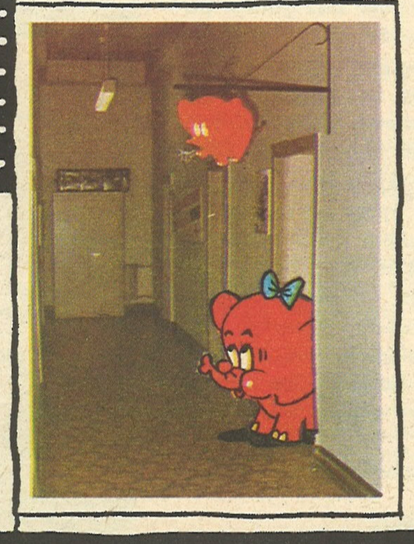
HÖCHSTE ZEIT, DASS DA MAL EIN REPRÄSENTATIVES SCHILD RANKOMMT!

Als sie endlich vor der „Frösi"-Redaktion ankamen, war es bereits stockfinster, und hätte ihnen der freundliche Nachtpförtner nicht geholfen, bestimmt hätten sie das Zimmer des Geburtstagskindes Emmy nicht so schnell gefunden.



Die Zeit drängte! Bald würde Emmy erscheinen, um ihren täglichen Dienst anzutreten. Doch obgleich sie schon recht müde waren, bohrten und hämmerten, feilten und schraubten sie unter schwierigsten Bedingungen, bis das Schild hing.

Als Emmy dann am Morgen das Geschenk der Karl-Marx-Städter Pioniere sah, war sie vor Freude sprachlos. Dann hatte sie eine geniale Idee. Eigentlich war sie doch nicht nur bei „Frösi" zu Hause, sondern überall da, wo fleißige Hände dabei waren, „Millionen für die Republik" aufzuspüren.



Noch am selben Tag schrieb Emmy einen Brief an den Meister Ambrosius Blasebalg und gab eine Bestellung auf. Einhundert schmiedeeiserne Emmys. Wie ihr sie erwerben könnt, sagt euch Emmy in FRÖSI 5/86.



Text und Zeichnungen: Horst Alisch



Würde von jedem Bürger unserer Republik jährlich nur ein Kilogramm Altpapier mehr abgegeben werden, so könnten wir 160 000 Kiefern vor dem Einschlag bewahren. Zehntausend Tonnen Holz, Zellstoff und Holzschliff würden wir einsparen und 1,65 Mio m^3 Trinkwasser.

Ein Eis für 70 kg!

Anne Peltzer ist Horterzieherin in Gera-Lusan. Sie hatte eine prima Emmy-Idee, die neben viel Spaß und Freude auch sehr viel Altpapier einbrachte.
Anne Peltzer versteigerte ihr Körpergewicht. Jedem, dem es gelingen würde, mehr Altpapier zu sammeln, als sie wiegt, versprach sie einen Eisbecher. Stolze 70 kg waren zu überbieten . . .
Jeder von euch, der selbst Altpapier gesammelt hat weiß, was es bedeutet, 70 kg zusammenzutragen. Und so war Anne Peltzer sehr zuversichtlich, daß sie mit zwei, drei Eisbechern davonkommen würde. Doch ihre 70-kg-Eisbecher-Emmy-Sammel-Idee kam sie teuer zu stehen. Zehn Schüler der Klasse schafften das Ziel. Spitzenreiter wurde Katharina Seidel mit 178 kg Altpapier, und insgesamt sammelte die Gruppe 1,6 Tonnen!
Unsere Emmy strahlte über das ganze Gesicht, als diese Nachricht auf ihren Geburtstagstisch flatterte. Auf unserem Foto seht ihr Anne Peltzer im Kreis fleißiger SERO-Sammler, die zwar nicht in ihrer Hortgruppe sind, aber auch einige Sammelerfolge zu verzeichnen haben.
Nun hat Emmy eine Frage: Wo gibt es ähnliche lustige Beispiele beim Sammeln von Sekundärrohstoffen? Wer hatte eine tolle Idee, um bei der „Großfahndung – Millionen für die Republik" Reserven aufzuspüren? – Einige Beispiele findet ihr auf der Seite nebenan. Schreibt an Emmy, wenn ihr ähnliche oder andere Ideen „auf Lager" habt.
Wir werden tolle Beispiele veröffentlichen!

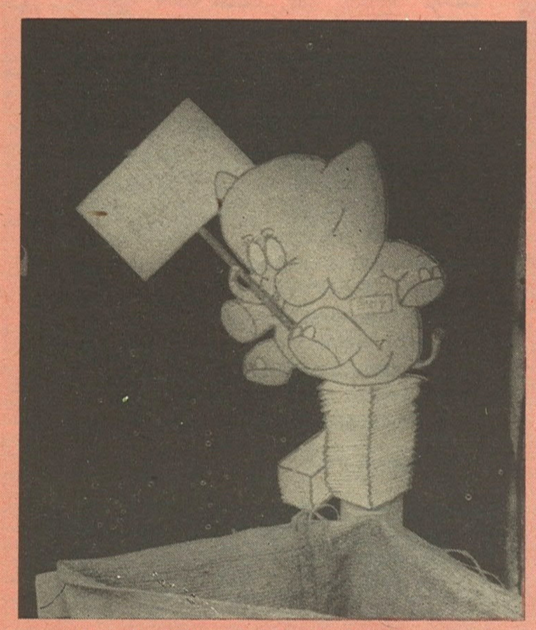
Foto: Georg Krause
Einzeichnung: Horst Alisch

Leider landen noch immer wertvolle Sekundärrohstoffe nicht dort, wo sie eigentlich hingehören. Und wenn wir uns ganz, ganz ehrlich selbst überprüfen, dann werden wir bemerken, daß auch bei uns noch einige Reserven liegen. Auch auf unserem Bild könnt ihr einen SERO-Reserve-Helden entdecken.



Aus Emmys Postsack

Wie FRÖSI-Leser mit Schwung auf „Großfahndung – Millionen für die Republik“ gehen, erzählen die Briefe an Emmy. Wir können euch versichern, daß sie jede Zuschrift ganz aufmerksam studiert, sich über Zeichnungen freut und schon manches Gedicht auswendig gelernt hat. Ganz besonders freut sich unsere kleine Elefantendame immer dann, wenn in den Zuschriften auch über originelle Sammelideen berichtet wird.
Enrico Hemmann aus Rückersdorf hatte eine solche Idee! Nach einer Bauanleitung in der „Trommel“ baute er einen Knüllpapier-Sammelbehälter und verzierte ihn mit Emmy. Ein herzliches Dankeschön auch an Enricos Opa, denn der hatte die Idee, das Foto an „Frösi“ zu schicken.



Von der Ludwig-Leichhardt-Schule in Trebatsch erhielten wir den folgenden Brief:

Liebe Emmy!
In den Initiativwochen vom 8. September bis 20. September 1986 sammelten wir 2 949 kg Altpapier, 7 688 Flaschen, 2 503 Gläser, 1 118 kg Alttextilien, 248 Sprayflaschen und 998 Plasteflaschen.
Unsere Ergebnisse bei der „Großfahndung – Millionen für die Republik“ haben sich seit drei Jahren wesentlich verbessert. Für die besten Sammler fertige ich Urkunden mit dem Emmy-Bild an und die Sammelaufrufe an der Wandzeitung werden mit der Emmy-Figur geschmückt.

Freundschaft!
Elke Kamm

Kerstin Steinbach ist Freundschaftspionierleiter in Borna. Auch dort läuft die Großfahndung auf vollen Touren, und Emmy ist mit dabei. Kerstin schreibt:

Auch an unserer Schule wird das Sammeln von Sekundärrohstoffen groß geschrieben. Mit Emmy haben wir uns schon viel einfallen lassen. Es gibt Emmy-Orden, Emmy-Poster, und einen Emmy-Pionierball haben wir auch schon durchgeführt.

Auch aus Leipzig flatterte ein Brief auf Emmys Geburtstagstisch. Britta Dietrich ist der Absender:

Hallo, meine liebe, kleine Emmy!
Wie geht es Dir? Ich sammle fast jeden Tag Altstoffe. Schicke mir bitte ein schönes Bild von Dir. Ich sammle Dich nämlich. Ich finde, daß Du der beste kleine Elefant bist!

Als Emmy diese Zeilen las, wäre sie beinahe ganz rot geworden. Aber im letzten Moment fiel ihr ein, daß das ja gar nicht möglich ist. Übrigens: Das Emmy-Bild müßte längst bei Britta eingetroffen sein. Einen Brief mit 72 roten Herzen erhielt Emmy aus Eisenhüttenstadt. Andrea Groß hatte ihn auf die Reise geschickt und sich damit für die Emmy-Aufkleber bedankt.
Eine tolle SERO-Sammelidee hatte Nadine Kaiser aus Luckenwalde. Sie schrieb:



Hallo, Emmy!
Heute möchte ich Dir einmal von den Aktivitäten der Pioniere der Klasse 3b der Ernst-Moritz-Arndt-Oberschule berichten. Angeregt durch unsere Klassenlehrerin, die uns erzählte, was alles aus Sekundärrohstoffen wird, kamen wir auf die Idee, Kronenverschlüsse zu sammeln. Damit das ordentlich funktioniert, stellten uns Eltern zwei Tonnen zur Verfügung. In den Sommerferien habe ich die Tonnen gemeinsam mit meinem Vati bemalt. Natürlich ist Emmy darauf zu sehen. Die Tonnen stehen jetzt in unserem Klassenzimmer und jeder sammelt fleißig mit.

Auch die Pionierfreundschaft „Spartakus“ der Fritz-Heckert-Oberschule in Karl-Marx-Stadt meldet sich zu Wort:
Liebe Redaktion „Frösi“!
An unserer Schule haben wir drei große Sammelaktionen durchgeführt. Unser Ergebnis: vier Tonnen Altpapier. Die beste Klasse erhält einen Wanderpokal – unsere Plüsch-Emmy. Für die besten Sammler gibt es gebackene Emmys und selbstgebastelte Emmy-Orden.

Lecker, lecker – gebackene Emmys. Wenn das nichts ist! ... Die Klasse 6b der Hilfsschule Sömmerda schickte einen Brief, der von zwölf Pionieren unterschrieben ist. Ihre Verpflichtung: Sie wollen Sekundärrohstoffe im Wert von 1 000,– Mark sammeln. Spitzenreiter im vergangenen Schuljahr war René Winkler, der es ganz allein auf 533,– Mark brachte! Dafür einen Extra-Emmy-Trompetentusch!
Über den folgenden Brief freute sich Emmy ganz besonders:

Liebe Redaktion „Frösi“!
Beim Durchstöbern älterer „Pionierleiter“-Zeitungen regte meine Aufmerksamkeit ein Artikel an, der Auskunft gab über die Entstehung von Emmy. Ich erzählte meinem Freundschaftsrat davon, und alle waren begeistert von der Idee, Emmys Geburtstag im Januar zu feiern. Auf unserer Freundschaftsratswahl gaben wir den Startschuß für unseren Sammelwettbewerb, den wir im Januar mit einem SERO-Fest auswerten wollen.

Manuela Kruse
Freundschaftspionierleiter

Emmy sagt Dankeschön für jede Idee.
All ihren Freunden wünscht sie 1987 weiterhin gewichtige Ergebnisse beim Fahnden nach Sekundärrohstoffen.

Bis zu manch einem hat es sich noch nicht herumgesprochen, daß auch leere Plastebehälter wertvolle Sekundärrohstoffe sind. Sie werden in Netzcontainern gesammelt oder auch in der Annahmestelle entgegengenommen. Aber das ist offensichtlich noch nicht überall bekannt.




Streckenbericht
von Emmys Beitrag zur „Großfahndung – Millionen für die Republik“
Unser Emmy-Rallye-Auto ist unterwegs! Die ersten Pionierfreundschaften sind benachrichtigt. Ulrich Draheim und Emmy sausen durch die DDR. Wollt ihr euch um einen Starttermin bewerben? Dann schaut noch einmal in „Frösi“ 11/86. Dort ist die Ausschreibung abgedruckt.
Startmeldungen sind auch mit einem selbstgemalten Rallye-Sammelschein möglich. Ausschneiden – abschicken! Im Mai 1987 wird im Pionierpark „Ernst Thälmann“ in Berlin die Emmy-Rallye-Etappe abgeschlossen werden. Dazu laden wir wieder die besten „Frösi“-SERO-Sammler ein. Wir versprechen ein tolles Programm und eine Extra-Emmy-Rallye mit vielen Überraschungen. Ihr könnt dabei sein! Emmy wird mit ihrem Rallye-Auto höchstpersönlich erscheinen!
Foto: Werner Popp
Einzel-/Gruppennennung
Mein/unser Sammelergebnis:
.... kg Altpapier
.... Stück Flaschen/Gläser
.... kg Schrott
Bestätigung der Annahmestelle oder des Pionierleiters
57
Übertragt eure Meßergebnisse und verbindet die Punkte. Mit entsprechender Farbe malt dann das Bild aus. Klebt das Diagramm auf eine Postkarte und schickt alles zusammen an Redaktion „Frösi“, Kennwort SERO, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Einsendeschluß ist der 15. Februar 1987
Zeichnungen: Andreas Strozyk
Text: Heinz Klensky
°C
40
30
20
10
0
MESSPUNKT 1 ... 2 ... 3 ... 4 ... 5 ... 6 ... 7 ... 8



Mollige Fäustlinge (Größe 7) für kalte Wintertage

MATERIAL: Lederreste, Lochzange, 2 Knäuel passendes Perlgarn, Futter aus Kord, Trikot oder Pelzimitat, eine Häkelnadel Nr. 2.

ANFERTIGUNG: Zeichnet die Fäustlinge nach dem Schnitt auf, schneidet sie aus und locht sie. Beachtet dabei, daß der Schnitt für die zweite Hand gewendet werden muß. Den Handschuhrücken könnt ihr mit Kreuzstichen verzieren. Locht ihn entsprechend der Mustervorlage und zieht ein 0,5 cm breites Lederband ein. Umhäkelt danach jedes einzelne Lederteil mit Perlgarn, wobei ihr den unteren Saum des Handschuhs auslaßt. Anschließend fügt diese Teile mit festen Häkelmaschen zusammen.

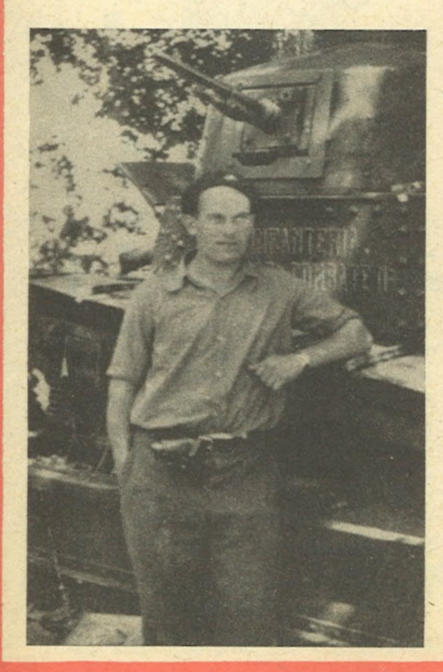
Schneidet das Futter mit Nahtzugabe zu und näht es mit der Nähmaschine oder im Handsteppstich. Nun schiebt ihr es in den Lederfäustling hinein und schließt den unteren Saum, indem ihr Leder und Futterstoff zusammenhäkelt.

Wir wünschen euch gutes Gelingen und warme Hände an kalten Wintertagen!

Text und Anfertigung: Waltraud Borchardt, Heide Hoeth
Zeichnungen: Heide Hoeth

AUF ZUM

Der Spanischen Republik, erst am 16. Februar 1936 durch den Wahlsieg der Volksfront geschaffen, drohte Gefahr. Reaktionäre Generale, an deren Spitze sich Francisco Franco y Bahamonde stellte, wollten das Rad der Geschichte rückwärts drehen.
Am 17. Juli 1936 sendete die Radiostation Céuta in Spanisch-Marokko den scheinbar harmlosen Spruch: „Über ganz Spanien wolkenloser Himmel". Dahinter verbarg sich aber für die Soldateska das Signal zum Putsch.
Dolores Ibárruri, die Vorsitzende der KP Spaniens, die man liebevoll „La Pasionaria" nannte, rief ihrerseits über den Rundfunk das spanische Volk zur Verteidigung seiner Republik auf. „Lieber aufrecht sterben, als auf Knien leben", sagte sie. Die Gerufenen griffen im ganzen Land zu den Waffen. Der Putsch drohte zusammenzubrechen. Da halfen die Faschisten Deutschlands und Italiens General Franco.
Am 7. August 1936 appellierte das ZK der KPD an alle deutschen Antifaschisten in den Emigrationsländern, der Spanischen Republik zu Hilfe zu eilen.
Zu jenen, die 1936 dem spanischen Volk zu Hilfe eilten, gehörte Walter Krenzke. Er hatte am 18. April 1907 in Frohse, in einem winzigen Haus nahe der Elbe, das Licht der Welt erblickt. Ein Jahr darauf siedelte die Familie nach Gommern über. Seinem Vater war der Zutritt zur Gießerei, seiner Arbeitsstätte, verweigert worden. Er hatte sich beim letzten Streik zu aktiv beteiligt.
Ab Ostern 1914 ging Walter Krenzke zur Schule. Nachdem er diese im Jahre 1921 beendet hatte, nahm er eine Lehre als Tischler auf. Im gleichen Jahr trat er der Sozialistischen Arbeiterjugend bei. 1925 wurde er Mitglied der SPD und gleichzeitig zu deren Jugendvorsitzenden gewählt. 1927 schnürte er, wie sich das für einen Handwerksgesellen damals gehörte, das Ränzchen. Für drei Jahre ging er auf Wanderschaft. Krefeld wurde ihm abschließend zur neuen Heimat. Er hatte dort ein Mädchen gefunden, das er heiratete. 1932 trat er zur KPD über.
Nachdem die Faschisten 1933 die Macht an sich gerissen und den Reichstag angezündet hatten, bewies die KPD trotz der vielen, vielen Verhaftungen, daß sie lebte. Flugschriften wurden heimlich hergestellt, auf oft halsbrecherische Weise verteilt. Walter Krenzke war bei solchen Aktionen dabei.
Als sich dann im Sommer 1936 immer deutlicher abzeichnete, daß in Spanien ein Kampf gegen den internationalen Faschismus ausgefochten wurde, brach Walter Krenzke in jenes gefährdete Land auf, ohne Reisepaß natürlich, den hätten ihm die Faschisten nie gegeben.



HANS-JOACHIM KRENZKE

Mit dem Fahrrad steuerte er die holländische Grenze an, die er im Auftrage der Partei oft passiert hatte.

Diesmal allerdings erwies sich die Grenze als dicht. Die Gefahr des Entdecktwerdens war zu groß. Walter Krenzke wich zur belgischen Grenze aus, überschritt diese bei Aachen. Über Verviers gelangte er nach Brüssel, fuhr mit dem Zug bis zur französischen Grenze, die er zu Fuß überquerte, marschierte weiter bis Paris.

Drei Tage später ging es weiter. Das neue Ziel hieß: Perpignan. Das lag im südlichen Zipfel Frankreichs. Unmittelbar an der Grenze zur iberischen Halbinsel.

Als Walter mit anderen Genossen dort aus dem Zug stieg, sah er am Horizont das mächtige Gebirgsmassiv der Pyrenäen. Zu zweit und zu dritt schlenderten sie, wie echte Touristen, durch Perpignan. Als der Abstand zwischen den Häusern immer größer wurde, sie den Stadtrand erreicht hatten, entdeckten sie das vereinbarte Zeichen: einen mit dem Boden nach oben gekehrten Eimer – auf dem ein Blumentopf stand.

Hier wurden sie aufgenommen. Am folgenden Morgen bremste ein Lieferwagen vor dem Haus. Zwei von ihnen kletterten mit in die Fahrerkabine. Die übrigen suchten sich auf der offenen Ladefläche, zwischen den Körben mit Früchten, ein Plätzchen.

Die Straße war zunächst schnurgerade, dann schlängelte sie sich mit jeder Kurve höher und höher. Vor einem alten Bauernhaus hielt der Fahrer.

Etwas abseits lehnte am Stamm einer gewaltigen Fichte ein Mann, auf dessen wetterzerfurchtem Gesicht ein geduldiges Lächeln lag. Dieser sollte sie über die Berge nach Spanien bringen. Es hieß, er kenne jeden Stein, jeden Steg.

Hinter einer Wegbiegung wartete eine weitere Gruppe. Gemeinsam mit ihr sollte der Aufstieg unternommen werden. Der Bergführer übernahm die Spitze. Walter Krenzke ging am Schluß. Er zählte die vor sich im Gänsemarsch Gehenden. Insgesamt waren es dreizehn.

Es ging nur bergan. Der Pfad wurde schmaler und schmaler, forderte volle Konzentration. Besonders, seit es dunkel geworden war. Ein Fehltritt, ein Stolpern konnte bedeuten, daß man in die Tiefe stürzte. Hilfe war kaum möglich. Sie marschierten die ganze Nacht hindurch.

Erst als die Sonne in ihrem Rükken aufleuchtete, kam das Kommando zum Schlafen.

Am Abend wurde der Marsch fortgesetzt. Als abermals der Morgen graute, verkündete ihr Führer: Jetzt befinden wir uns in Spanien!

Die Männer, vor Wochen, ja Monaten von zu Hause aufgebrochen, atmeten erleichtert auf. Die Strapazen des Aufstiegs waren vergessen. Unvermittelt stimmte jemand das Lied an: Wann wir schreiten, Seit' an Seit'.



Nachdem die Männer das Grenzgebirge zwischen Frankreich und Spanien überquert hatten, brachte man sie in ehemaligen Kasernen unter. Immer neue Gruppen trafen dort ein.

Ein Sonderzug, der mit Fahnen geschmückt war, fuhr sie dann über Barcelona bei Nacht nach Valencia.

Die Fenster des Zuges hatte man vorsorglich verdunkelt. Im Gang hörte Walter den Grund. Er stieß dort mit Louis Schuster zusammen, der eigentlich Franz Vehlow hieß. Beide kannten sich. Louis, der verantwortlich für diesen Transport war, erklärte, daß draußen auf dem Meer die faschistische Kriegsflotte kreuzte. Mit Beschuß mußte gerechnet werden.

In Valencia trafen sie zur frühen Morgenstunde ein. Walter traute seinen Augen nicht.

Kaum hatten die Interbrigadisten den Zug verlassen, da streckten sich ihnen unzählige Hände entgegen. Mädchen fielen den überraschten Fremden um den Hals. Drückten, ja küßten jene, die gekommen waren, um die Republik mit ihnen gemeinsam zu verteidigen. Vertreter der Stadt hielten Reden. In spanisch.

Nach gut einer Stunde wurden gebratene Würstchen mit spanischem Pfeffer verteilt. Walter hustete und prustete, als er hineinbiß. So scharf hatte er sein Lebtag nicht gegessen.

Dann stimmte jemand in der Bahnhofshalle von Valencia die Internationale an, und ein gewaltiger Chor sang mit.

Das nächste Ziel hieß Albacete. Hier war der zentrale Sammelpunkt. Hier traf jeder ein, egal, an welchem Zipfel der Erdkugel er aufgebrochen war. In Albacete wurden die Internationalen Brigaden zusammengestellt.

Ein Kleintransporter brachte die Männer von Walters Gruppe bald nach Aravaca. Zusammen mit Spaniern und Franzosen sollten sie dort an Panzern ausgebildet werden.

Am folgenden Tag ging es früh aus den Betten. Zunächst mußte sich jeder Freiwillige in eine Liste eintragen. Anschließend erhielten sie Uniformen, die eigentlich gar keine Uniformen waren. Sie glichen Monteuranzügen.

Kaum hatten sie sich umgezogen, versammelten sie sich im Schatten der Dattelpalmen. Der Instrukteur stellte sich vor. Er war mittelgroß. Sein Gesicht war voller Sommersprossen. Das Haar hatte die Farbe von reifem Weizen. Er sprach russisch und spanisch.

Die Kameraden aus Deutschland, der Schweiz und Österreich sahen sich verzweifelt an. Wie, fragten sie sich, sollten sie so auch nur das Geringste lernen können.

Man kam überein: Der Instrukteur sollte in Spanisch seinen Unterricht halten. Manuel, ein spanischer Student, würde das Ganze ins Französische übertragen und Domenique, ein junger Metallarbeiter aus dem Elsaß, sollte dann ins Deutsche übersetzen.

Am folgenden Morgen kam ein Tieflader. Unter der Plane zeichneten sich die Konturen eines Panzers ab.

„Jetzt wird's ernst", jubelte Walter und legte Manuel seinen Arm um die Schulter. Beide strahlten sich an, als wäre soeben ihr allergrößter Wunsch in Erfüllung gegangen.

Sie lösten die schützende Hülle. Und da stand er, jener Panzer, an

KAMPF...

dem sie ausgebildet werden sollten. Es handelte sich um einen T 26. Dieser war per Schiff mit weiteren Panzern von Odessa aus nach Karthagena transportiert worden. Eigentlich hatte es ja geheißen, daß drei Panzer zur Ausbildung bereitgestellt würden. Doch die Ereignisse an der Front hatten sich weiter zugespitzt. Dort fehlte es an Waffen. Besonders an schweren. So waren die Panzer dorthin geleitet worden.

Um den Mangel an Ausbildungsgeräten zu überbrücken, wurden mehrere Gruppen gebildet. Während die eine mit der Wirkungsweise des Motors vertraut gemacht wurde, erklärte der Instrukteur der zweiten die Kanone. Die dritte Gruppe erlernte den Umgang mit dem Maschinengewehr.

Die Männer mühten sich. Aber erst, als sie das Auseinandernehmen und Zusammensetzen des MGs mit verbundenen Augen beherrschten, nickte der Instrukteur zufrieden. Anschließend machte er sie mit dem Umgang der Pistole vertraut. Jeder Panzermann mußte eine solche am Koppel tragen.

Anderthalb Wochen waren ins Land gezogen, da hieß es für zwanzig der Männer: Fertigmachen zum Fronteinsatz!

Die Auserwählten umarmten sich. Manuel, Domenique und Walter gehörten zu ihnen. Nun endlich konnten sie den Faschisten entgegentreten. Nicht mit bloßen Händen. Nein. Mit Panzern.

Schneller als vorgesehen, waren sie zum Aufbruch bereit.

Zwei Jahre im Panzer

Von Murcia aus ging die Fahrt nach Norden, in die spanische Hochebene. In der zweiten Nacht hielten die beiden Lastwagen, auf denen die Panzermänner in Decken gehüllt saßen, vor einem kleinen Bahnhof. Der Instrukteur gab den Befehl zum Absitzen.

Auf dem Abstellgleis reihten sich Waggons an Waggons. Die Männer rollten die Planen ab und erblickten eigenwillig geformte Kettenfahrzeuge. Solche Panzer hatten sie noch nie zuvor zu Gesicht bekommen.

Domenique stöhnte: „Das sind Renaultpanzer, gebaut 1917/18. Wenn mich nicht alles täuscht, liegt die Spitzengeschwindigkeit bei sechs Kilometern pro Stunde."

Walter, der neben dem Elsässer stand, fluchte: „Und so etwas verkauft die französische Regierung, die sich eine sozialistische nennt, ihrem bedrohten Nachbarn?"

Dennoch, die elf Panzer waren besser als nichts. Sie wurden abgeladen und flott gemacht. Dann kam auch schon der Befehl: „Angriff im Morgengrauen. Das Ziel: Cerro de los Angeles.

Zwei Tage nach dem Gefecht an der Cerro de los Angeles transportierten Tieflader die Panzer direkt nach Madrid. Die Faschisten waren dort zum Großangriff übergegangen. Sie wollten die Hauptstadt der spanischen Republik erobern, die in diesen Tagen die Hauptstadt der gesamten Welt war, wie Ernest Hemingway, der berühmte Journalist und Schriftsteller, sagte.

Die Gefahr war riesengroß. Die tapferen Verteidiger von fünf Kontinenten hielten dem feindlichen Druck stand. Nur am nördlichen Stadtbezirk, wo die Fremdenlegionäre und marokkanischen Söldner mit beispielloser Brutalität vorgingen, drohten die Faschisten durchzubrechen. Vereinzelte Gebäude des Universitätsviertels hatten sie bereits einnehmen können. Deshalb rief der Stab der Armee die Panzer herbei. Frontauf- wie frontabwärts nannte man sie „Feuerwehr". Dies aus der Tatsache heraus, daß sie immer dort eingesetzt wurden, wo es am heißesten zuging.

Die Panzer, unter ihnen Walters, stießen sofort über die feindlichen Schützengräben hinaus. In ihrem Schutz traten die neu zusammengestellten Kompanien zum Gegenangriff an. Haus um Haus wurde zurückerobert. Sie hielten den Schwur: No pasaran! Sie kommen nicht durch!

Im Frühjahr 1937 unternahmen die Faschisten den Versuch, die lebenswichtige Verbindungsstraße Madrid—Valencia zu zerschneiden. Die Panzer wurden gebraucht. Walter, inzwischen zum Teniente (Leutnant) befördert, hatte das Kommando über mehrere T 26, mit denen vor kurzem seine Einheit ausgerüstet worden war. Ernest Hemingway und Joris Ivens stellten einen Dokumentarfilm über die Ereignisse in Spanien zusammen. Schon des öfteren waren sie unmittelbar an der Front gewesen. Diesmal nun hatten sie sich in den Kopf gesetzt, einen Panzerangriff auf den Film zu bannen. Sie krochen weit ins offene Gelände, stellten die Kamera auf und filmten Walters Einheit, als diese auf die feindlichen Stellungen zustieß.

Walter und die übrigen Kameraden erfuhren davon erst, als der Feind weit von der Straße zurückgeworfen war.

Ein andermal war es Egon Erwin Kisch, der „Rasende Reporter", der die Panzermänner besuchte. Diese kamen gerade von der Front am Segre, einem Nebenfluß des Ebro. Mehrere Tage waren sie ununterbrochen im Einsatz gewesen. Ein Kettenfahrzeug hatten die Faschisten in Brand geschossen, wobei die Besatzung ums Leben kam. Walters Panzer war nur um Haaresbreite davongekommen. Zweimal allerdings hatte Walter bereits mit schweren Verletzungen im Lazarett gelegen. Diesmal zerriß eine Granate an seinem Fahrzeug nur die Kette. Seine Mannschaft konnte sich retten. In der Nacht schlich Walter mit zwei Mechanikern zurück aufs Kampffeld. Sie flickten die schadhafte Stelle und brachten den kostbaren T 26 nach stundenlanger schwerer Arbeit zurück hinter die eigenen Linien.

Nun galt es, trotz der gerade überstandenen Strapazen, ein freundliches Gesicht für den „Rasenden Reporter" zu machen. Nachdem Kisch sich im Objekt umgesehen hatte, wollte er unbedingt eine Fahrt im Panzer erleben. Wie sonst, erklärte er, solle er über Panzer berichten können.

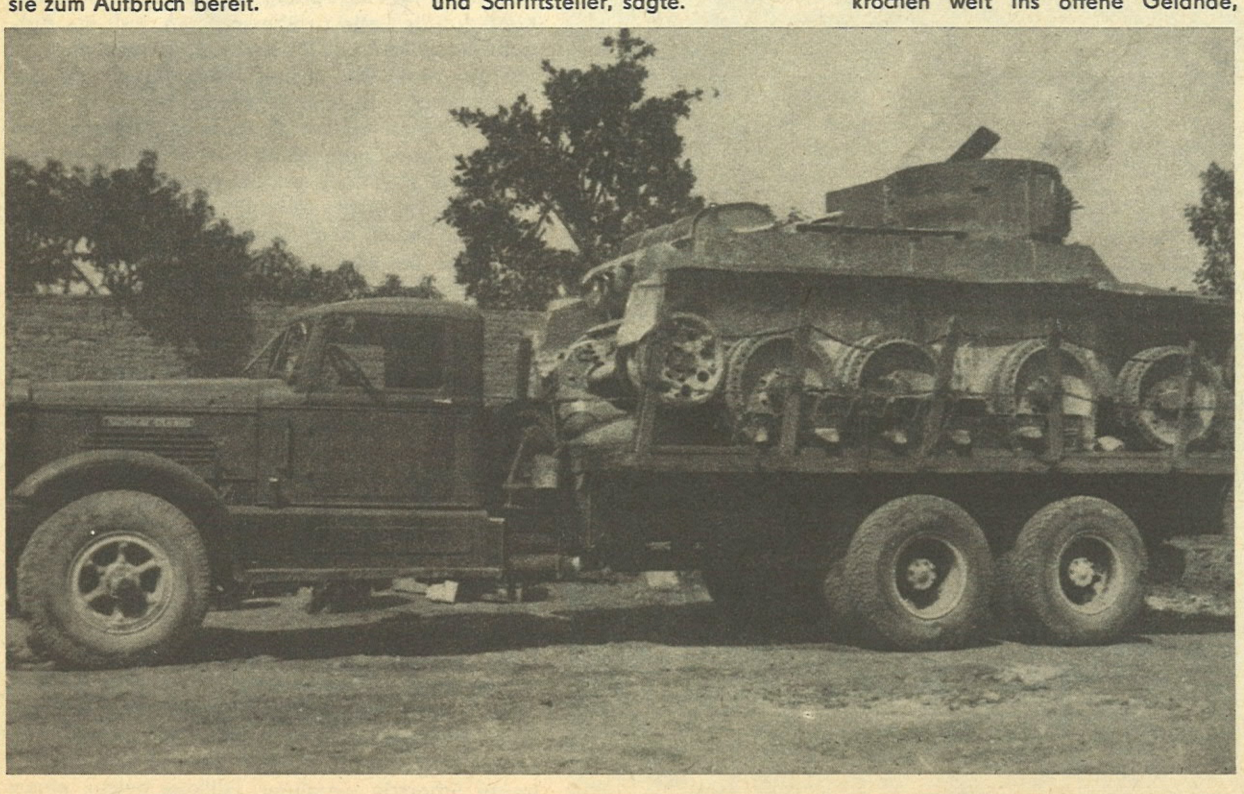
Der Kommandant des Stützpunktes bat Walter, sich dieses Falles anzunehmen.

Im Frühjahr 1939, als die Republik durch die Übermacht der Faschisten in die Knie gezwungen wurde, führte Walters weiterer Weg zunächst zurück über die Pyrenäen nach Frankreich. Dort sperrte man ihn, wie die übrigen Interbrigadisten, in von Stacheldraht umzäunte Lager. Nach Jahren in verschiedenen Zuchthäusern und Gefängnissen, brachte man Walter Krenzke noch ins KZ Sachsenhausen.

Ende April 1945 trieben SS-Wachmannschaften die Häftlinge an die Küste. Sie sollten auf Schiffe verladen und auf offener See versenkt werden. Kurz vor Schwerin indes rollten sowjetische Panzer auf den Troß zu. Die SS floh. Die Häftlinge waren frei, somit auch Walter.

Er kehrte zurück nach Gommern, in jenes Städtchen nahe Magdeburgs, fand seine Eltern wieder, die aktiv Widerstand geleistet und unter Gestapokontrolle gestanden hatten. Nach dem überglücklichen Wiedersehen wurde Walter vom sowjetischen Kommandanten vom Fleck weg als Bürgermeister für Gommern eingesetzt.

Alsbald jedoch holten ihn ehemalige Kameraden aus der Zeit in Spanien nach Berlin. Walter Krenzke, der erfahrene Interbrigadist, sollte mithelfen beim Aufbau der bewaffneten Organe unserer jungen Republik.



Fotos: privat

WALDGEISTER

In der Gegend um Mühl-Rosin entdeckte FRÖSI im Kreis Güstrow natürlich gute Geister, die sich im Wald nützlich machen.
Einer von ihnen ist Heiko, Heiko Grunzig, der wohl in einer der ältesten Schulen Mecklenburgs lernt. Doch nicht nur das Alter macht die Schule von Mühl-Rosin zu etwas Besonderem. Im Winter kommen die Wildschweine bis auf den Schulhof. So dicht liegt sie am Wald, und darin gibt es außerdem viele Hirsche, Rehe, Füchse, Hasen und allerlei Vögel zu beobachten. Ganz in der Nähe, auf den Wiesen, sind die Störche zu Hause. Für alle diese Tiere fühlen sich die Pioniere um Heiko als Junge Naturschutzhelfer verantwortlich. So jedenfalls heißt ihre Arbeitsgemeinschaft, und Harry Jahr leitet sie. Zur Zeit für neun interessierte Pioniere, die den Wald vor ihrer Schultür zum Pflegeobjekt gemacht haben, sich um ihn kümmern und ihn sauberhalten. Deshalb zieht es die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft auch des öfteren ins Dickicht, um zwischen den Tannen und Fichten einmal richtig aufzuräumen. So können sich im Bruchholz erst gar keine Schädlinge einnisten und an den Bäumen zu nagen beginnen. Und einige Male im Jahr ist große „Holzaktion" in Mühl-Rosin mit allen Pionieren der Schule und natürlich mit dem Förster, der sich über blitzsaubere Schneisen am meisten freut.
In den Wintermonaten trifft man die Pioniere beim Nistkästenbauen an, und die FDJler helfen ihnen dabei. Im Frühjahr zwitschert es auf allen Lichtungen aus diesen Vogelbehausungen, die nun regelmäßig von den Pionieren kontrolliert und, wenn sie leer sind, gereinigt werden. Bei ihren Streifzügen durch das Unterholz entdecken die Pioniere leider auch immer wieder „wilde Müllhaufen", die in ihrem Pflegeprogramm einen Schwerpunkt bilden und schleunigst verschwinden.

Rastlose Waldarbeiter

Das sind die roten Waldameisen, die ständig Jagd auf alles machen, was den Bäumen zu dicht auf die Rinde rückt und keine friedlichen Absichten dabei hat. Deshalb stehen sie Heiko und seinen Jungen Naturschützern besonders nahe. Rote Waldameisenhaufen werden von ihnen aufgespürt und mit Stangen oder Maschendraht eingezäunt, damit sie nicht zerstört werden können.
Carla, Astrid und die anderen der Arbeitsgemeinschaft stehen aber nicht nur mit den nützlichen Tieren des Waldes auf du und du. Sie haben Katzen, Hunde, Tauben, Kaninchen und Hühner zu Hause, sammeln Briefmarken und Schnecken, fahren Rad.
Den Wald haben sie besonders in ihr Herz geschlossen, weil es sich besser darin spielen läßt, wenn er sauber ist.

Fotografiert und aufgeschrieben von Klaus Trecke



Hier meldet sich wieder

Nikki und die 6b

SIBYLLE DURIAN

Auch Lehrer haben Mütter. Schüler können sich das meist nur schwer vorstellen, aber es ist eine Tatsache.
Nils Niklaus hat nicht nur eine Mutter, sondern sogar noch eine Großmutter. Die alte Dame knattert mit ihren 70 Jährchen noch fröhlich in ihrem Trabbi durch die Straßen. Bis vor einigen Jahren, über ihr Rentenalter hinaus, war sie noch Lehrerin für die Klassen 1 bis 4. Es fiel ihr schwer, sich von der Schule und den Kindern zu trennen. Doch nun hatte sie mehr Zeit, sich um ihren Enkel Nils zu kümmern. Zweimal im Jahr, zu Ostern und zu Weihnachten, kam sie für mehrere Wochen zu Besuch in seine kleine Wohnung und schaute nach dem Rechten. Sie brachte den Haushalt auf Trab, die Küche auf Hochglanz, bemutterte ihren Nils und nannte das Ganze: Urlaub.
Nils Niklaus liebte seine Großmutter von Herzen und freute sich jedesmal, wenn sie ihren Besuch ankündigte. Wenn sie ihn doch nur nicht immer wie ein Unterstufenkind behandeln würde!
„Laß nur, ich öffne dir die Flasche, sonst klemmst du dir die Finger ein. Möchtest du Erdbeer- oder Himbeermarmelade aufs Brötchen? Ich schneide die Schrippen selber auf, sonst säbelst du dir den Daumen ab!" Bloß gut, daß meine 6b das nicht hört, denkt Niklaus in solchen Augenblicken bei sich ...
Die 6b hatte andere Sorgen. Das Fest des Lernens stand vor der Tür, und ihnen war noch immer kein vernünftiger Beitrag eingefallen. Ihre Nachbarklasse, die 6a, war bereits voll in Aktion. Sie studierte ein Theaterstück in russischer Sprache ein. Die 5. Klassen hatten sich etwas ganz Besonderes einfallen lassen, einen „Mathematischen Hürdenlauf". Wer eine Matheaufgabe aus der neuesten Mathe-Olympiade nicht lösen kann, darf sein Glück im Hochsprung versuchen. Schaffte der Kandidat die Latte zu überspringen, galt die Aufgabe als gelöst, und er durfte weitermachen.
„So ein Mist! Die besten Ideen haben sie uns schon weggeschnappt!" schimpfte Kalle. Herr Niklaus hörte es mit Erstaunen. „Komisch, ich dachte immer, man müßte zuerst mal Ideen haben, bevor sie einem geklaut werden können ..." Herr Niklaus machte seine Bemerkung wieder gut, indem er der 6b beim Überlegen half.
„Ich lerne bei Musik", sagte der dicke Schorschi. „Das entspannt." „Ich muß alles laut vorlesen, sonst kann ich's mir nicht merken", meldete sich Julia. „Ach wo, am besten prägt man sich's ein, wenn man's vor Augen hat", stritt Anette mit ihrer besten Freundin. „Bei mir bleibt's nur kleben, wenn ich's selber aufgeschrieben habe", berichtete Jens.
Herr Niklaus rieb sich die Hände. „Na, bitte", sagte er erfreut, „da haben wir ja ein tolles Thema für das Fest des Lernens: Jeder ergründet seine Lernmethode und stellt sie uns vor. Ich bin gespannt, was dabei herauskommt. Und dazu wird es uns bei unserer weiteren Arbeit bestimmt sehr helfen."
Kalle meldete sich. „Kann man sich auch eine Lernmaschine konstruieren?" Typisch Kalle! „Klar", sagte Herr Niklaus. „Konstruiert und erfindet Hilfsmittel, die euch und auch anderen das Lernen erleichtern." „Machen Sie auch dabei mit?" fragte Schorschi neugierig. Niklaus bekam einen

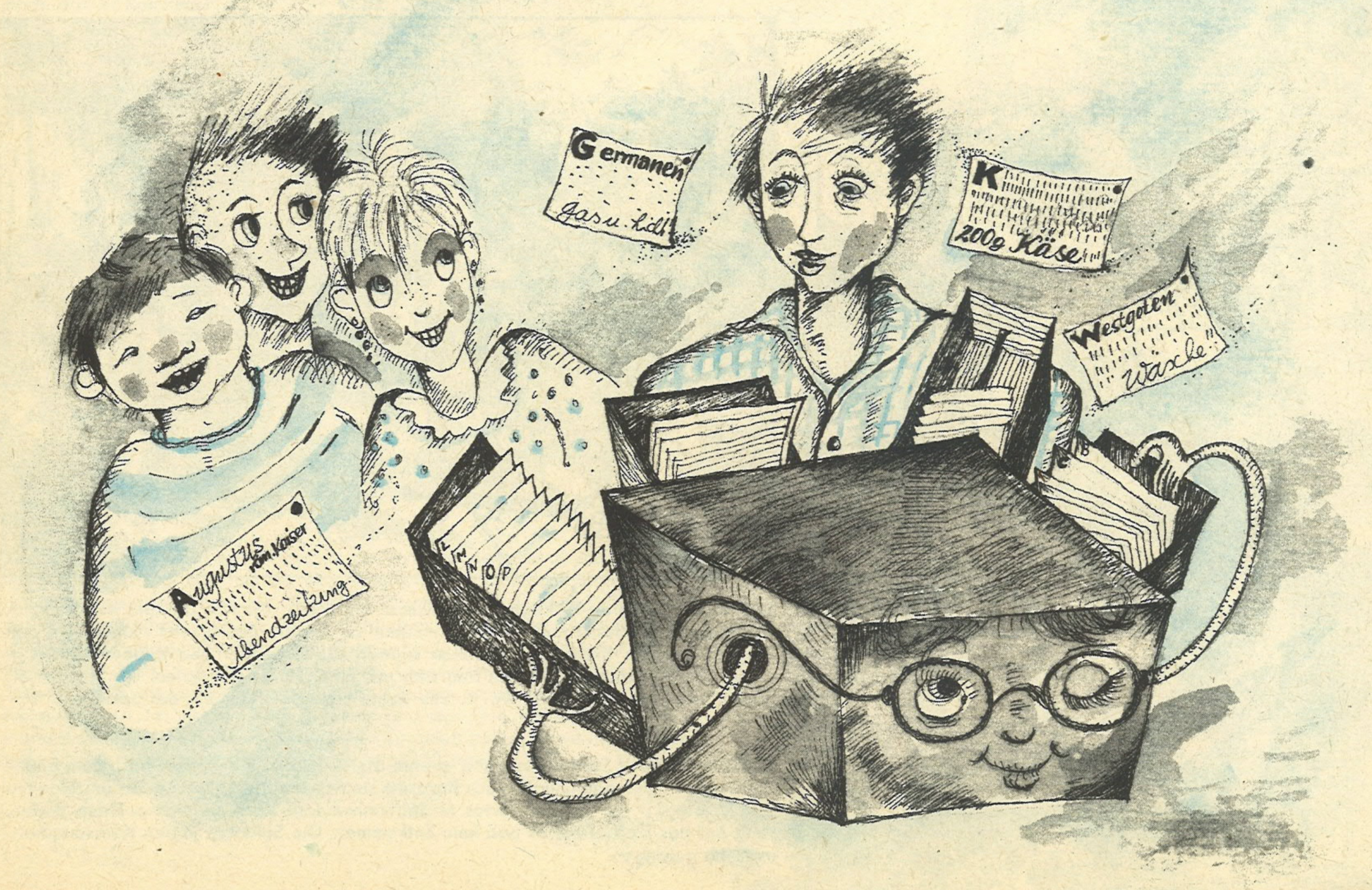
Die Rache der Großmutter

leichten Schreck, ließ es sich aber nicht anmerken. „Warum nicht", nickte er.
Die 6b war hochzufrieden und machte sich sofort an die Arbeit. Auch Nils Niklaus saß daheim an seinem Arbeitstisch und bastelte. Er hatte seit Jahren eine todsichere Methode, sein Wissen abrufbereit zu speichern: ein kleiner schwarzer Karteikasten, in dem er unzählige kleine Karteikarten mit Stichworten aufbewahrte. Ein Handgriff und er hatte, was er suchte, zur Hand. Zum Fest des Lernens füllte er seinen Karteikasten ausschließlich mit alphabetisch geordneten Stichwortkärtchen zu Themen des Geschichtsunterrichtes. Kopfschüttelnd sah ihm seine Großmutter zu. Sie hielt solche Methoden für Mumpitz. Sie hätte einen solchen Kasten nicht nötig, behauptete sie. Ihr Wissen habe sie im Kopf und nicht auf kleinen Kärtchen! Sie ärgerte sich auch darüber, daß Niklaus über seinem Karteikasten alles andere vergaß. Zehnmal hatte sie ihn schon gebeten, die Wäsche abzuholen, Schuhcreme zu kaufen und an ihre geliebte Abendzeitung zu denken. Aber Niklaus vergaß es jedesmal ...
Zum Fest des Lernens hatte jeder etwas gebastelt. Der dicke Schorschi hatte auf Tonbandkassette leise Musik aufgenommen und darüber über ein Thema aus dem Biologieunterricht gesprochen: Das Leben der Honigbienen, untermalt mit den Puhdys. Kalle schleppte ein uraltes Bandgerät an, auf dem er eine selbstgeklebte Tonbandschleife vorführte. Die Endlosschleife wiederholte Vokabeln so lange, bis man sie im Schlaf aufsagen konnte und das Gerät abschaltete. Anette hatte sich ein Ringbuch mit alphabetisch geordneten Grammatik-Themen angelegt. Jens zeigte stolz eine zusammenklappbare Minitafel, die er aus dünnen Spanplatten selbst gebastelt hatte. Die Platten hatte er mit Wandtafelfarbe gestrichen und konnte nun mit Kreide darauf schreiben. Und was das beste war: er konnte es wieder wegwischen, wenn er's auswendig gelernt hatte. Sehr umweltfreundlich, weil papiersparend.
Als alle ihre Lernsysteme und -methoden vorgeführt hatten, kam Niklaus an die Reihe. Stolz führte er seinen Karteikasten vor. „Nehmen wir an, ich möchte etwas über Karl den Großen erfahren. Da suche ich unter ‚K', und schon haben wir's ..." Triumphierend zog er das Kärtchen heraus und las vor: „Karl der Große (768–814), Frankenkönig, führte das Lehnwesen ein und unternahm zahlreiche Eroberungskriege. Aus der Kaufhalle mitbringen: Zahnpasta, Schuhcreme, H-Milch und 200 g Edamer Käse ..."
Die Zuhörer bogen sich vor Lachen. Niklaus traute seinen Augen nicht. Was war das? Er zog eine andere Karte aus dem Kasten: Augustus, römischer Kaiser, Abendzeitung nicht vergessen! Unter dem Stichwort „Westgoten" fand er die Mitteilung, daß die Wäsche abgeholt werden müsse, und unter den Anmerkungen über die Germanen stand die Mitteilung: Gas- und Lichtrechnung am 10. fällig!
Nun fiel es Herrn Niklaus wie Schuppen von den Augen: Das war die Rache der Großmutter! Oder sollte man lieber sagen: ihre Lehre?

Hallo, liebe Freunde!

Wie sieht es denn bei euch mit dem Lernen aus? Wie erreicht ihr gute Leistungen? Wie bereitet ihr euch auf jede Unterrichtsstunde gewissenhaft vor? Bitte schreibt uns, welche Methoden des Lernens sich bei euch bewährt haben. Lernt ihr besser, wenn ihr den Lehrstoff hört, wenn ihr ihn leise für euch lest oder wenn ihr ihn aufschreibt? Schlaft ihr nachts mit dem Vokabelheft unter dem Kopfkissen? Wir sind riesig gespannt auf eure Briefe und Karten. Bis zum 1. März 1987 erwarten wir eure Post. Wie immer werden viele große und kleine Preise unter den Einsendern verlost.
Also, Bleistift gefüllt und Kugelschreiber gespitzt – wir warten! Unsere Adresse: Redaktion „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056, Kennwort: „Wer weiß es besser – Wer kann es besser?"

Zeichnung: Friedrun Weißbarth



Räuber-hauptmann Karaseck



TEIL III

Text: Dietmar Sehn
Zeichnungen: Helmut Zielke

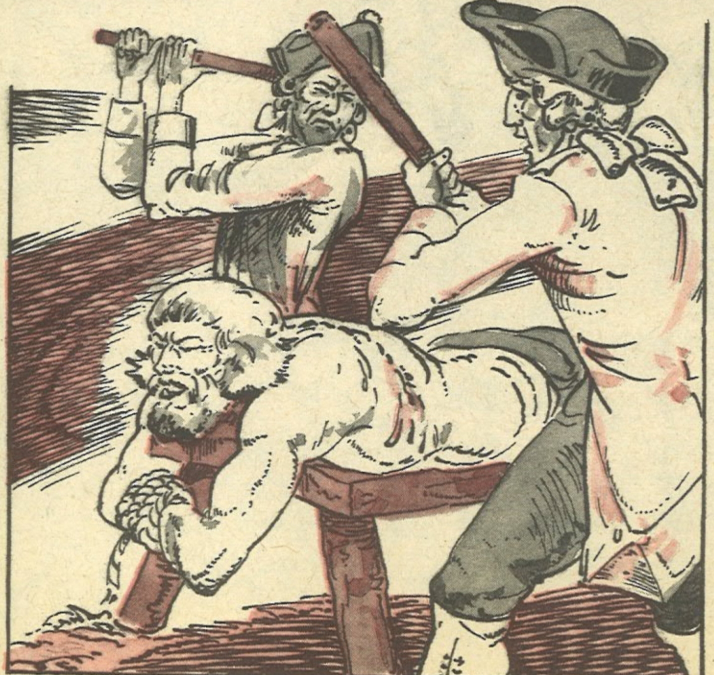
Karaseck wurde von den Armen bewundert, die Reichen fürchteten ihn um so mehr. Der Räuberhauptmann unternahm mit seiner Bande einen Überfall nach dem anderen. Eines Tages ließ sich Karaseck überreden, den Gutsbesitzer Glathe in Leutersdorf zu überfallen. So eine reiche Beute hatten sie lange nicht.

1. Die Räuber packten hastig die Beute zusammen, eilten vom Bauernhof. Nicht weit kamen die Männer, da platzten die schweren Säcke entzwei. Die Geldstücke flogen heraus. Karaseck fluchte: „Sammelt die Münzen ein, sie verraten uns!"
Die Räuber suchten nach dem Geld, doch die Dunkelheit machte ihnen zu schaffen. „Kühnel, wo bleibt die Laterne zum Leuchten?" „Ich habe sie vergessen, tut mir leid!" „Das geht nicht gut. Die Soldaten werden uns finden." Bereits im Morgengrauen erzählten die Leute: „Glathe wurde überfallen. Nun gehört auch Leutersdorf zum Ziel der Räuber."

2. Am gleichen Tag trafen Soldaten ein und suchten eifrig nach der Bande. Der Polizeichef verkündete vor dem Dorfkretscham: „Gesucht wird Karaseck und seine Bande!" Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche, entfaltete es voller Wichtigkeit und las: „Die Merkmale, zusammengestellt auf Grund von Angaben zahlreicher Einwohner..."







3. Die Leutersdorfer verfolgten aufmerksam die Worte. Manche ahnten, wer die Räuber waren und munkelten: „Warum mußten sie Glathe überfallen? Nun geht's den Räubern an den Kragen!" Als ersten spürten die Dragoner den Räuber Kühnel in einem Waldversteck auf. Er kam ängstlich aus einer Höhle gekrochen. Ein Soldat rief: „Na, komm raus, du Schuft! Wo stecken deine Freunde? Raus mit der Sprache!"

4. Kühnel erhielt Stockschläge und nannte die Verstecke. Ein Räuber nach dem anderen geriet in Gefangenschaft. Auch Karaseck entdeckten die Soldaten. Sie umzingelten sein Versteck – ein Schneiderhaus in Seifhennersdorf. Karaseck floh auf den Boden, stieg auf das Dach. Aber es gab kein Entkommen. Die Soldaten jagten Karaseck, nahmen ihn gefangen.



5. Karaseck schlug mit den Fäusten um sich. Ein Soldat rief: „Fesselt ihn, er wütet wie ein wildes Tier!" Weitere Uniformierte drangen zum Räuberhauptmann vor, und sie banden ihm die Hände. „Abführen!" rief der Amtmann, „wir bringen ihn in den Dorfkretscham nach Leutersdorf." Vor dem Schneiderhaus hatten sich viele Menschen angesammelt. Manche riefen erstaunt: „Den kennen wir doch, das ist Karaseck!"



6. Die Leute sprachen aufgeregt über die Gefangennahme. Ein alter Mann seufzte: „Es mußte wohl so kommen. In letzter Zeit wurden die Räuber immer unvorsichtiger. Das lassen sich die Reichen nicht gefallen!" „Ihm geschieht ganz recht!" behauptete ein anderer, „wer stiehlt, kommt in Ketten!" Karaseck wollte sich auf den Mann stürzen, doch die Soldaten hielten ihn zurück. Karaseck rief: „Dich Großmaul kenne ich, du bist der Ebersbacher Leinenhändler. Gut, daß wir deine Truhe geplündert haben."
Der Handelsmann schlich aus der Menge, denn die Leute kannten ihn als geizigen und ungerechten Mann. Er hatte die Weber oft um ihren Lohn betrogen, für gute Ware wenig Geld bezahlt.

7. Plötzlich sprangen zwei Fremde zwischen die Soldaten und riefen: „Achtung, zur Seite!" Die Soldaten wichen erschreckt zurück. Zu Karaseck flüsterten sie: „Flieh!" Aber wachsame Soldaten riefen: „Eine Falle, laßt Karaseck nicht aus den Augen!"



8. Karaseck rief: „Der Kampf gegen das Elend ist nicht durch Überfälle zu beseitigen, aber ich bin froh, die Reichen geplündert zu haben. Ihren Reichtum haben sie sowieso aus den Armen herausgepreßt." „Schweig!" donnerte der Amtmann, „hört nicht auf den gefährlichen Räuber!" Im Dorfkretscham zu Leutersdorf wurden Karaseck zwei Eisenreifen über die Brust gespannt, die Hände und Füße in Ketten festgebunden. Der Amtmann verkündete: „Die Todesstrafe ist dir gewiß! So wird es allen Räubern ergehen!"
Karaseck rief: „Ich werde nichts zugeben, und aus dem Volk wird sich niemand finden, der mich und meine Männer für einen Judaslohn verrät! Ich bin bald wieder ein freier Mann!" Aber er sollte sich irren.

ENDE

Johannes Karaseck wurde zu lebenslänglicher Kerkerhaft auf der Dresdner Zitadelle begnadigt. Jeder Fluchtversuch mißlang. Er starb in diesem fensterlosen strengbewachten Gemäuer nach neunjähriger Haft.

Zum Bild des Monats

BERLINER



1. Johann Stridbeck, „An der Jungfernbrücke", 1690

Sieben Berlin-Bilder – ausgewählt aus Hunderten Gemälden, Grafiken und Zeichnungen – zeigen euch einen Teil der Baugeschichte dieser Stadt. Auf unseren Abbildungen sind immer Bauwerke zu erkennen, an denen ihr euch orientieren könnt, wo der Künstler stand, als er sein Bild anfertigte.

Das älteste Gemälde (Bild 1) stammt aus dem Jahre 1690. Die Zugbrücke auf der linken Seite bezeichnet der Maler mit Jungfernbrücke. Und nun ist es ein leichtes, die Oberwasserstraße als Standort des Johann Stridbeck festzulegen.

Jetzt drehen wir die Zeit etwa 60 Jahre weiter. Auf unserem Bild des Monats (Beilage) seht ihr die berühmteste Straße Berlins, wie sie vor 200 Jahren aussah: Unter den Linden. Prachtvolle Bauten standen dort. 1945 sank die Berliner Prachtstraße in Schutt und Asche. Viele Menschen glaubten damals, sie wäre für immer verloren. Doch in unserer Republik entstand sie wieder in neuer Schönheit.

Auf der linken Seite des Gemäldes von 1755 könnt ihr die heutige Staatsoper entdecken, an die sich wie eine Schleppe mehrere Gruppen von Menschen anschließen. Einige stehen so da, wie wenn jemand in einem Fotoatelier zum „Bitte, recht freundlich!" auffordert. Doch der Reitersmann vorn links und ein Schubkärrner vorn rechts, drei diskutierende Herren und andere sich bewegende Figuren verleihen dem Bild Lockerheit. Der Blick in die Bildtiefe läßt Einzelheiten nicht erkennen, gibt aber ein Abbild dessen, was diese Straße schon immer auszeichnete: eine Straße voller Leben zu sein.

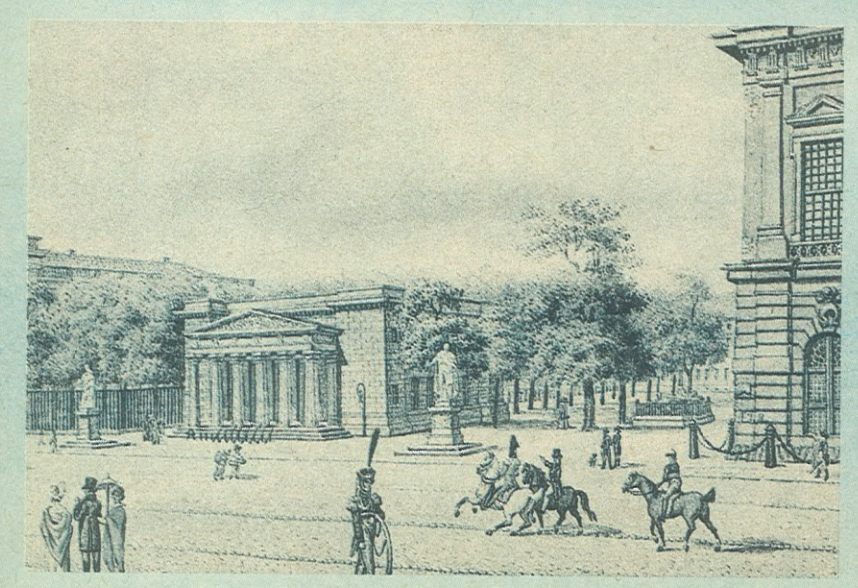
Und wieder gehen wir 60 Jahre weiter. 1816 erhielt der bedeutendste Berliner Architekt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Karl Friedrich Schinkel, den Auftrag, die Neue Wache zu bauen. Dieser Bau – heute das Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus, mit den sich ablösenden Wachen – gehört zu den am meisten fotografierten Gebäuden unserer Stadt (Bild 2).

Eine kleine Überraschung ist auf jeden Fall das Bild mit der Kirche (Bild 3), die für zwei Türme angelegt ist, aber nur einen aufweist. Wer von euch in diesen Tagen hier entlanggeht, bewegt sich in einer Gegend, die unter den Berlinern und ihren Gästen an erster Stelle steht, wenn es heißt, reizvolle Punkte unserer Stadt anzusteuern: das Nikolai-Viertel. Noch sind die Bauarbeiten nicht abgeschlossen – Wohnungen, Geschäfte, Restaurants, Cafés entstehen.

Schauen wir uns die Abbildung mit dem Roten Rathaus an (Bild 4), brauchen wir uns vom vorigen Betrachtungsstandpunkt nur um ein paar Dutzend Meter weiter zu bewegen, und schon haben wir das Bild im Auge, das hundert Jahre später die Spandauer Straße darstellt. Sämtliche Häuser, die hier zu sehen sind, wurden durch Bomben im zweiten Weltkrieg zerstört. Das Rote Rathaus, das im Kriegsgeschehen mächtige Wunden erhielt, sieht jetzt wieder so aus, wie es der Künstler 1929 festhielt.

Nun kommen wir zu einem Maler, einem Urberliner, der wie kein zweiter das alte Berlin in seinen Arbeiten festgehalten hat: Otto Nagel. Bestimmt habt ihr schon von diesem Mann gehört, der als Arbeiterkind geboren, sein Leben lang der Arbeiterklasse als Mensch und Künstler eng verbunden blieb. Als Antifaschist in der vollen Ausübung seiner Tätigkeit zwischen 1933 und 1945 von den faschistischen Machthabern eingeengt, gelang es ihm trotzdem, seinem Schaffensdrang ein Feld zu geben, das ihm in der Geschichte der künstlerischen Gestaltung des Berliner Stadtbildes einen einzigartigen Rang zuteilt. Ganz in der Nähe der Stelle, die unser Bild (Nr. 5) darstellt, wurde das Otto-Nagel-Haus eröffnet.

Betrachtet ihr das letzte Bild (Bild 6), dann fühlen sich viele von euch



2. „Neue Wache", Aquarell, um 1820



3. J. H. Hintze „Nikolaikirche", 1827

BILDER-BUMMEL



4. C. Langhammer, „Spandauer Straße", 1929

fast wie zu Hause. Die Unsicherheit der Ortsfestlegung ist vollkommen verschwunden, da sind alle Gebäude, die den Berlinern – und nicht nur diesen – bekannt sind. Es gibt ein einfaches Mittel, dieses Bild von Walter Womacka in natura nachzuerleben. Laßt euch 207 Meter in die Höhe heben, und innerhalb einer Stunde hat euer Auge das Panorama in sich aufgenommen. Viele unter euch haben sofort verstanden, was gemeint ist. Das seltsame In-die-Höhe-heben bezieht sich natürlich auf den Berliner Fernsehturm, von dem ihr bei Kaffee, Kuchen oder Eis diesen Überblick genießen könnt: Berlin in diesen Tagen – unsere Hauptstadt in alter und in neuer Schönheit.

Und seid ihr vom hohen Turm zur Erde zurückgekehrt, bleibt nur noch zu wünschen, daß durch die fleißige Arbeit der Bauleute aus der ganzen Republik Berlin weiter so erblüht, wie wir es schon jetzt tagtäglich erleben.

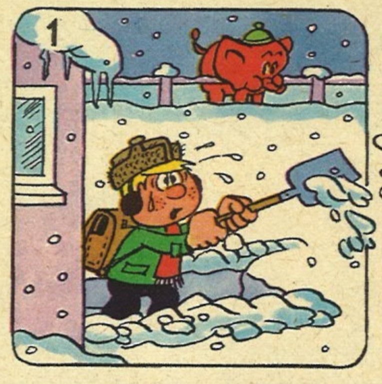
WERNER MEIDOW

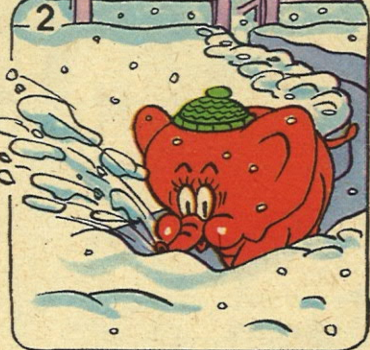


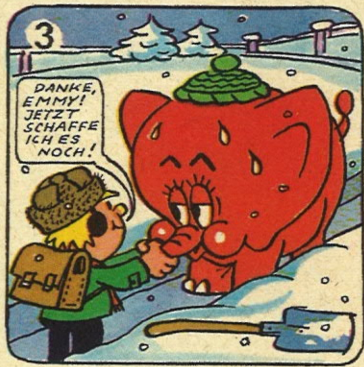
5. Otto Nagel, „Friedrichsgracht", 1941

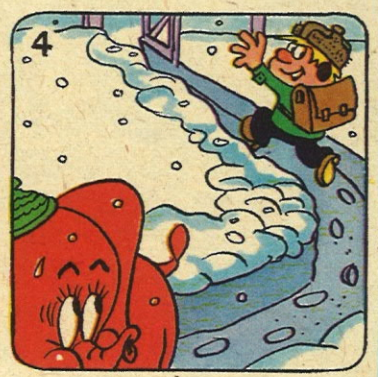
6. Walter Womacka, „Berlin", 1981

Farbrepros: Werner Popp (5), Ute Krause (1)









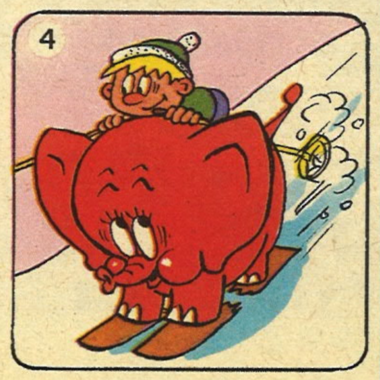
Wieder hat unsere Emmy viele Abenteuer erlebt. Auf den Seiten 17 bis 24 konntet ihr sie in Sachen SERO begleiten. Und ganz gespannt ist Emmy natürlich auf eure Zuschriften zu unserem Preisausschreiben. Die kleine rote Elefantendame ist aber auch sonst ein guter Freund der Kinder und immer zur Stelle, wenn irgendwo Elefantenkräfte gebraucht werden. Horst Alisch hat sie mit dem Zeichenstift beobachtet. Und wie ihr seht, ist Emmy auch bei Eis und Schnee unterwegs.
Übrigens: Die Emmy-Bildgeschichten könnt ihr ausschneiden und sammeln. Wir veröffentlichen sie in unregelmäßigen Abständen, und im Laufe der Zeit erhaltet ihr ein kleines Emmy-Bildgeschichten-Büchlein.

Zeichnungen: Horst Alisch









Gefragt



I. Zeisler aus Frankfurt/Oder stellte die Frage:

Ist der erste Eindruck der beste?

Wo und wann immer wir mit anderen Menschen zusammentreffen, bilden wir uns eine Meinung über sie. Da ist uns jemand auf den ersten Blick „sympathisch" oder „unsympathisch", den einen schätzen wir sofort als „freundlich" und „kameradschaftlich" ein, den anderen dagegen als „eingebildet" und „unfreundlich".
Nun hat sicher jeder schon die Erfahrung gemacht, wie schnell und gründlich sich solche Urteile bei näherem Kennenlernen oft ändern. Offenbar ist also der erste Eindruck durchaus nicht immer der beste. Was macht ihn so unzuverlässig?
Er entsteht auf der Grundlage von Erfahrungen, die wir früher im Umgang mit anderen Menschen gesammelt haben. Diese Erfahrungen verallgemeinern wir nun bei neuen Bekanntschaften, ohne daß es uns völlig bewußt wird. Manchmal sind es nur Äußerlichkeiten, die den ersten Eindruck beeinflussen. So kann uns jemand als unsympathisch erscheinen, nur weil er in seinem Aussehen an jemanden erinnert, mit dem wir in der Vergangenheit einmal ärgerliche Auseinandersetzungen hatten.
Manchmal sind es Kleinigkeiten im Verhalten – eine betonte Zurückhaltung bei der Begrüßung läßt uns Überheblichkeit vermuten, weil wir Ähnliches vielleicht schon erlebt haben. Wer selbstkritisch und gründlich über die Ursachen seiner Eindrücke von anderen nachdenkt, kann manches ungerechte Urteil von vornherein vermeiden. Daß man von einer äußerlichen Ähnlichkeit zweier Menschen nicht auch auf charakterliche Ähnlichkeit schließen darf, müßte jedem klar sein (selbst Zwillinge sind ja oft sehr unterschiedlich im Charakter!). Ebensowenig lassen bestimmte, einmalig beobachtete Verhaltensweisen, sichere Rückschlüsse auf das Wesen eines Menschen zu. Wer im ersten Kontakt zurückhaltend ist, muß deshalb durchaus nicht eingebildet sein, seine Zurückhaltung kann auch ein Zeichen von Schüchternheit, Unsicherheit oder Bescheidenheit sein. Demnach ist es also ungeheuer kompliziert, andere richtig einzuschätzen? Das kommt ganz auf das Herangehen an. Eine sichere Einschätzung auf den „ersten Blick" ist praktisch unmöglich. Wer glaubt sich darauf verlassen zu können, wird nie ein guter Menschenkenner. Seine Urteile werden immer oberflächlich und einseitig sein.
Wer andere Menschen wirklich gründlich kennenlernen will, erreicht das am besten im aktiven Umgang mit ihnen. Nur so erfährt er etwas über die Eigenschaften, die wichtig sind für die Bewährung eines Menschen als Freund, als Mitglied eines Kollektivs und unserer sozialistischen Gesellschaft. Wie zuverlässig, einsatzfreudig, ehrlich und hilfsbereit jemand ist, kann man ihm nicht ansehen, das erfährt man nur beim gemeinsamen Arbeiten und Lernen.
Weil wir an der Entwicklung jedes einzelnen interessiert sein müssen, dürfen wir hier nichts dem Zufall überlassen. Der erste Eindruck ist oft recht zufällig, um so weniger dürfen es unsere Bemühungen um eine hohe Qualität des Umgangs miteinander sein.

Dr. Ilona Salz

sind Fragen

Christine Thierfeld aus Crimmitschau fragte:

Warum ist der Himmel blau?

Um diese Erscheinung zu begreifen, müßt ihr zwei physikalische Tatsachen wissen:

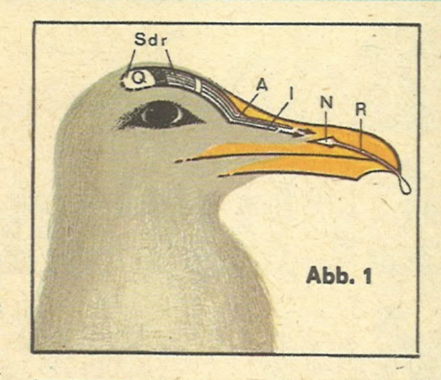
1. **Das Sonnenlicht besteht aus elektromagnetischen** Wellen mit Wellenlängen zwischen 0,4 Mikrometern (blaues Licht) und 0,8 Mikrometern (rotes Licht). Im Regenbogen zum Beispiel seht ihr alle Farben des Sonnenlichtes nebeneinander vom Rot über Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo bis zum Violett.
2. **Die Lichtstreuung.** Trifft Licht auf Körper, dann findet eine Zerstreuung des auf den Körper fallenden Lichtes nach allen Seiten statt. Nur infolge dieser Streuung sehen wir überhaupt die verschiedenen Gegenstände. Dringt zum Beispiel ein Sonnenstrahl durch ein Loch in der Verdunklung in ein dunkles Zimmer ein, so beobachten wir sogenannte „Sonnenstäubchen". Sie treten auf, wenn feine, in der Luft schwebende, Staubteilchen von Lichtstrahlen getroffen werden. Die Lichtstärke dieser Streuung ist stark abhängig von der Größe der Teilchen und der Wellenlänge des Lichtes. Sind die Teilchen wesentlich kleiner als die Lichtwellenlänge, so nimmt die Lichtstärke des Streulichts stark ab. Trotzdem wird das Sonnenlicht auch an den Luftmolekülen in der Luft über uns gestreut. Dabei ist die Rückstreuung des blauen (kurzwelligen) Lichtes etwa sechzehnmal so stark wie die des roten Lichtes. Aus diesem Grunde wird vor allem der blaue Anteil des Sonnenlichtes zurückgestreut, und daher erscheint uns der klare Himmel als blau. Im Gegensatz dazu erscheint uns die untergehende Sonne rot, weil der blaue Anteil des Sonnenlichtes schon aus den Sonnenstrahlen herausgestreut worden ist und nur der rote Anteil unser Auge erreicht.

Prof. Dr. Fritz Bernhard

Ute Vieweg aus Auerswalde fragte:

Haben die Möwen eine Niere im Kopf?

Die obere Grenze der Salzausscheidung ist bei den Nieren von Reptilien und Vögeln sehr konstant und nicht übersteigbar. Nimmt ein Kormoran zum Beispiel Nordseewasser von 3,3 % Salzgehalt auf, so müßte er bei der Konzentrationsgrenze seiner Niere (2,7 %) ein Fünftel von dem aufgenommenen Volumen an körpereigenem Wasser zugeben.
Alle Meeresvögel, auch die Kormorane, haben aber eine Art „zusätzliche Niere", die sich im Kopf befindet. Sie ist ein Salzsekretionsmechanismus, der es den Vögeln ermöglicht, Seewasser zu trinken.
Hat eine Silbermöwe (Larus argentatus) keine andere Wahl, so trinkt sie auch eine 4- bis 7%ige Kochsalzlösung. Fünf bis zehn Minuten nach Aufnahme einer starken Salzlösung führt das Tier kurze, ruckartige Bewegungen mit dem Kopf aus. Dabei fallen von der Schnabelspitze große Tropfen (etwa 0,2 ml). Diese Tropfen entstehen durch ein feines Rinnsal, das aus den Nasenlöchern fließt (Abb. 1). Läßt man diese „Nasentropfen" eintrocknen, bleibt ein weißer Salzrückstand. Durch eine chemische Analyse dieser Sekrettropfen kann man Natrium und Chlor, in kleineren Mengen Magnesium, Calcium und Kupfer nachweisen.
Um die Tätigkeit des nasalen Sekretionsmechanismus anzuregen, braucht, wie Versuche zeigen, die Möwe nicht gleich mit einer 5%igen Kochsalzlösung belastet zu werden. Jede Lösung über 1 % Natriumchlorid löst die Sekretion aus. Führt man das Experiment mit Zuckerlösungen von entsprechendem osmotischem Wert durch, tritt der Sekretionsmechanismus in gleicher Weise in Tätigkeit. Der in das Blut gelangte Zucker erhöht den osmotischen Wert. Aus den Nasenlöchern fließt nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, eine Zuckerlösung, sondern der Körper reguliert wie bei der Kochsalzlösung durch Ausscheiden von Natriumchlorid.
Die Versuche mit Zuckerlösungen lehrten uns, daß der nasale Sekretionsmechanismus nichtspezifisch auf einen Natriumchloridüberschuß im Blut, sondern allgemein auf eine Erhöhung des osmotischen Drucks im Körper anspricht. Präparieren wir einen Möwenkopf, dann erkennt man beim Auftrennen der Haut auf dem Schädel zwei bogenförmige, rötliche, flache Gebilde. Sie liegen in flachen Gruben oberhalb der Augenhöhlen (Abb. 1). Diese Organe sind dem Anatomen schon lange als „Nasendrüsen" bekannt. Sie verlaufen schnabelwärts in zwei Ausführgänge, die unter dem Tränen- und Nasenbein verlaufen, in die Nasenhöhle münden.
Jeder Drüsenkörper besteht aus Schläuchen (Abb. 2), die sich zu Ausführgängen vereinigen. Jeder Schlauch hat einen Zentralkanal, von dem zahlreiche Tuben ausgehen. In einem Querschnitt durch einen Tubus liegen fünf oder sechs keilförmige, säulenartige Zellen zu einem Ring vereinigt. Diese verhältnismäßig kleinen Zellen sind die eigentlichen sekretorischen Elemente, die „Salzzellen". Die Salzdrüsen sind bei allen Meeresvögeln gleich gebaut. Die Drüsengröße, ihre Form, die Zahl der Ausführgänge kann bei den einzelnen Vogelarten jedoch sehr verschieden sein. Als Embryo haben alle Vögel Salzdrüsen. Sie werden bei den typischen Landvögeln nicht entwickelt.
Im Kopf gibt es also keine Niere, sondern die Salzdrüse, die die Vogelniere bei der Regulierung des osmotischen Druckes wirksam unterstützt.



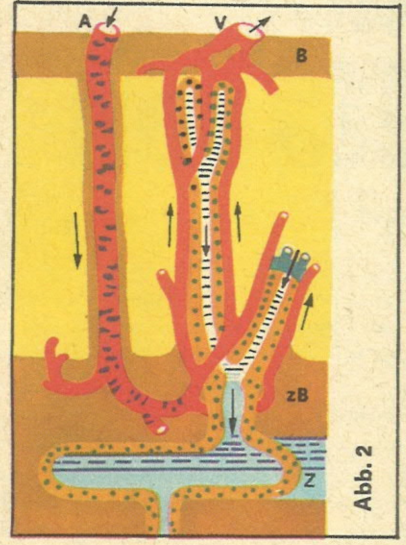


Abb. 1: Überblick über die Anordnung der rechten Salzdrüse (Sdr) im Silbermöwenkopf. Q = Querschnitt durch die Salzdrüse, auf dem die 15 Schläuche sichtbar werden; A = äußerer Ausführgang; I = innerer Ausführgang; N = Nasenlöcher; R = Rinne, in der das Sekret zur Spitze läuft

Abb. 2: Schema des Blutstroms in der Drüse.



Zeichnungen: Winfried Warmke, Joachim Arfert
Repros: Hilmar Schubert

Der Schwanz des Hasen

Ein Märchen aus Vietnam



Früher fehlten allen Vierbeinern, auch den mächtigen Tigern, die Schwänze. Sie waren sehr unglücklich, wenn die Vögel mit ihren wunderschönen, phantastischen und farbenprächtigen Schwanzfedern über sie hinwegflogen oder in ihrer Nähe tanzten. Dieser Ungerechtigkeit wollte der Tiger ein Ende machen. Und wenn ihm niemand anders zu einem Schwanz verhelfen könne, so mußte er die Sache eben selbst anpacken. Gedacht – getan! Der Tiger probierte viele Tage und Nächte, veränderte die Form des Schwanzes und die Länge, die Farbe und die Größe so oft, bis er sich schließlich den anderen Tieren zeigen konnte. Elegant sah er aus, und majestätisch schritt er daher. Alle Tiere, auch der große Elefant, bewunderten und verehrten ihn. Und nicht lange dauerte es, da wünschten sich alle Tiere einen Schwanz.

Der Tiger ließ sich bitten und betteln, befahl dann aber schließlich dem Affen und dem Bären, für jedes Tier einen Schwanz anzufertigen. Geschickt und fleißig gingen sie ans Werk, so daß schon bald eine große Anzahl von Schwänzen fertig war. Das Eichhörnchen wurde beauftragt, den Tieren den Termin für die Verteilung der Schwänze mitzuteilen.

Alle Tiere waren früh auf der Waldlichtung erschienen, um einen möglichst guten Platz zu ergattern. Nur der Hase nahm die Sache nicht allzu ernst. Als er langsam durch den Wald schlenderte, traf er den Fuchs, der eilig zur Lichtung lief. Der Hase fragte ihn, ob er nicht so nett sein könne, ihm einen Schwanz mitzubringen, da er ausgerechnet heute so sehr viel zu erledigen habe. Der Fuchs versprach es und der Hase legte sich unter einen Baum, um auszuruhen.

Nach einigen Stunden erwachte er durch den Lärm der Tiere, die mit ihren Schwänzen, hopsend und springend vor Freude, durch den Wald liefen. Erwartungsvoll setzte sich der Hase an den Weg und hielt Ausschau nach dem Fuchs. Der kam auch bald, doch hatte er keinen Schwanz für den Hasen. Beim Sprung über den Bach, so erzählte der Fuchs, sei ihm der Schwanz aus der Schnauze gefallen und weggeschwommen. Der Hase weinte heftig, rannte zum Bach und begann, seinen Schwanz zu suchen. Doch seine Mühen waren vergebens.



Niedergeschlagen machte er sich auf den Heimweg. Da wurde er Zeuge eines Streites zwischen Hund und Katze. Beide behaupteten, daß ihr Schwanz am schönsten sei. Sie baten den Hasen um seine Entscheidung. Der betrachtete beide und sagte dann dem Hund, daß sein Schwanz sicherlich der schönere sei, wenn er nur etwas kürzer wäre. Der Hund glaubte dem Hasen und biß ein kurzes Stück ab. Blitzschnell schnappte es der Hase und lief davon.

Seit dieser Zeit jagen die Hunde nach den Hasen, um sich das Schwanzstück zurückzuholen, und die Hasen zeigen viel lieber ihre langen Ohren als ihr kurzes Stummelschwänzchen.

Ausgewählt, übersetzt und illustriert von LY TRUC DUNG

SOMMERSCHMAUS IM SCHNEE ZUHAUS

He, ihr Früchtchen, he, ihr Beeren,
ob im Glase, ob im Frost:
Schluß mit dem Schneewittchenleben
als Kompott und Tiefkühlkost!

Köstlich sollt ihr uns nun munden,
krönt das Eis als süßer Schmaus.
Auch auf der Geburtstagstorte
seht ihr wirklich lecker aus.

Schaumig zarte Eierplinsen
wandelt ihr in ein „Gedicht"
und die Kinderpartybowle
ohne euch, die gibt es nicht!

Locker leichten Hefeklößen
gebt ihr erst den süßen Pfiff.
Ja, wer immer nach euch greift, der
macht stets einen guten Griff.

Denn ihr würzt, veredelt, wandelt
wie mit einem Zauberstab
mit der Kraft der süßen Fülle,
die euch reich der Sommer gab.

Und so halten wir noch Ernte,
freuen uns am Lindentee,
naschen von des Junis Schätzen
unterm Meisenlied im Schnee.

PREISELBEER-SCHNITTEN

8 Scheiben Weißbrot
(je 2 cm dick)
4 Eßlöffel Preiselbeerkompott
½ l Milch
abgeriebene Zitronenschale
30 g Zucker, 2 Eigelb
etwa 8 Eßlöffel Semmelbrösel
Butter oder Margarine zum Braten

Zubereitung: Je 4 Scheiben Weißbrot mit dem Preiselbeerkompott bestreichen, die restlichen Brotscheiben darüber decken und fest andrücken. Milch mit Zucker, Zitronenschale und Eigelb verquirlen. Preiselbeerschnitten mit der Eiermilch tränken, mit Semmelbröseln panieren und in heißer Butter oder Margarine goldgelb ausbacken. Mit Zucker bestreuen und warm verzehren.

HEXENSCHNEE

2 Eiweiß
120 g Zucker
Saft einer halben Zitrone
½ Glas Apfelmus (350 g)
1 Eßlöffel Johannisbeergelee
1 Eßlöffel geriebene Schokolade

Zubereitung: Eiweiß steif schlagen. Nach und nach Zucker einrieseln lassen. Zitronensaft dazugeben. Apfelmus locker unterheben. In eine Glasschale füllen. Kleine Johannisbeergeleetupfer draufsetzen. Geriebene Schokolade darüberstreuen. Anmerkung: Anstelle der Gelee- und Schokoladenverzierung kann dieses Dessert auch einfach mit einer Zimt- und Zuckermischung bestreut werden.

FRUCHTSUPPE (schwedisch)

100 g getrocknete Aprikosen
100 g getrocknete Pflaumen
1 l Wasser
2 Zitronenscheiben
100 g Zucker
4 Teelöffel Speisestärke
2 Eßlöffel Rosinen
1 dicker Apfel, 1 Prise Zimt

Zubereitung: Aprikosen und Pflaumen über Nacht in Wasser einweichen. Mit den Zitronenscheiben und dem Zucker in einem Topf aufkochen. Die Speisestärke mit kaltem Wasser anrühren und die Suppe damit binden. Rosinen und den geschälten, entkernten und in dünne Scheiben geschnittenen Apfel dazugeben. Alles fünf Minuten kochen lassen. Dann vom Herd nehmen und mit einer Prise Zimt abschmecken. Suppe abkühlen lassen und bis zum Servieren in den Kühlschrank stellen.

BEERENROLLE

4 Eier
200 g Zucker
60 g Mehl, 60 g Stärkemehl
1½ Backpulver
1 Eßlöffel grober Zucker
Füllung: ¼ l Sahne, Zucker nach Geschmack, etwa 350 g gefrostete Erd-, Blau- oder Brombeeren

Zubereitung: Alle Zutaten abwiegen und bereitstellen. Backblech mit Pergamentpapierbögen auslegen. Eier mit dem Schneebesen des Mixers eine Minute schlagen. Vier Eßlöffel kochendes Wasser dazugeben, und weiter dickschaumig schlagen. Zucker langsam unter weiterem Schlagen hineinrieseln lassen. Über die Schaummasse Mehl, Stärkemehl und Backpulver sieben. Leicht unter die Schaummasse heben. Pergamentbögen auf dem Blech dünn mit Öl bepinseln, Teig daraufgeben und etwa daumendick (keinesfalls dicker) darauf verstreichen. Blech in den vorgeheizten Herd (225 Grad) geben und 12 bis 15 Minuten bei 225 Grad backen lassen. Inzwischen auf Tisch oder Arbeitsfläche ein großes, mit grobem Zucker bestreutes Geschirrtuch vorbereiten und eine Tasse Wasser mit einem Back- oder Haushaltspinsel bereitstellen. Den gebackenen Teig nach der angegebenen Zeit (er muß goldgelb sein) mit dem Blech aus dem Ofen nehmen und sofort auf das Geschirrtuch stürzen. Das Pergamentpapier wird vorsichtig mit dem Wasser besprengt und behutsam von der Teigplatte abgezogen. Teigplatte nun schnell mit dem Tuch aufrollen und so abkühlen lassen. Schnelligkeit ist wichtig, sonst kühlt der Teig ab, verliert seine Elastizität und bricht, wenn er gerollt wird. Nur eine warm gerollte Teigplatte läßt sich abgekühlt wieder auseinanderbiegen. Nach dem Abkühlen die Rolle vorsichtig ausbreiten. Die steifgeschlagene Sahne, die nach Geschmack gesüßt wurde, gleichmäßig auf der Teigplatte verstreichen und die gefrorenen Beeren auf der Sahne verteilen. Nun die gefüllte Biskuitrolle mit Hilfe des Tuches wieder vorsichtig zusammenrollen und den süßen „Baumstamm" mit Puderzucker besieben. Nach etwa einer Stunde sind die Beeren getaut. In den folgenden zwei, drei Stunden schmeckt die Beerenrolle am köstlichsten!

Text: CHRISTAMARIA FIEDLER
Foto: Werner Popp

GLAS

Es funkelt und schimmert am Weihnachtsbaum,
vergrößert dem Auge das Kleine,
erhellt uns die Straße, das Haus und den Raum
mit seinem lichten Scheine.

Es findet das Virus, das sich versteckt,
behaust auch die Rose, die frische,
mißt Fieber dem Kranken, weckt köstliches Obst
und schmückt für uns die Tische.

Es zeigt uns morgens das müde Gesicht,
zieht näher das Schiff aus der Ferne,
es bettet den Apfel, bewahrt uns den Wein
und rückt uns an die Sterne.

CHRISTAMARIA FIEDLER



Wunderland aus Glas

FRÖSI beobachtete, wie in Weißwasser Glas entsteht

Wir nehmen es täglich zur Hand, wir trinken aus ihm, wir schauen durch es hindurch, wir spiegeln uns in ihm, wir setzen es auf die Nase, wir putzen es, wir benutzen es, ja wir holen uns sogar den Mond ein Stückchen mit ihm herab: GLAS!

Glas umgibt unser Leben und das seit mehreren tausend Jahren. Wir, der Rezeptur dieses uralten Werkstoffes nicht ganz unkundig, fegten die Scherben des letzten, auf dem Redaktionsflur verunglückten Glases zusammen und fuhren in das grünumsäumte Lausitzer Städtchen Weißwasser.

Hier wird seit 1573 Glas hergestellt und zwar so schönes, niveauvolles und künstlerisch vollkommenes, daß es nicht übertrieben ist, von gläsernen Wundern zu sprechen. Im volkseigenen Kombinat „Lausitzer Glas", das uns herzlich willkommen hieß, gingen wir auch sofort auf unser Ziel los und fragten: Was ist Glas?

Die Antwort rollte als Gemenge aus Sand und Soda, Pottasche, Kalk, Sulfat und Salpeter per Container ins Werk, wo es im großen Hafenofen mit den entsprechenden Farboxyden für rotes, blaues oder grünes Glas auf einer vorbereiteten Bruchglaslage bei 1 450 °C zu einem Glasbrei geschmolzen wurde.

„Frösi" erfuhr, daß alle Rohstoffe, die man zur Glasherstellung benötigt, in unserer Heimat gewonnen werden können. Erstaunlich aber: es sind seit vier Jahrtausenden dieselben geblieben! Gewaltig geändert hingegen hat sich die Technologie seit der Zeit der alten Pharaonen.

Hochmoderne Veredlungsverfahren und automatische Anlagen, mikroelektronisch gesteuerte Bearbeitungstechnik und effektiv produzierende Fließlinien haben längst im Lausitzer Glaswerk Einzug gehalten. Doch bleiben wir noch ein bißchen bei dem blubbernden Glasbrei. Aus ihm entstehen schließlich bei einer Verarbeitungstemperatur von gut 1 000 °C mit Hilfe der Glasmacherpfeife, dem Hauptinstrument der Glasherstellung, eines Holzlöffels zum Formen, einer Zange und des Pietschen, dem Spezialgerät zur Bodenformung, die gläsernen Rohlinge der kostbaren Lausitzer Schalen und Vasen, Schüsseln und Krüge. Da kommen die drei, vier muskelbepackten Männer, aus denen eine Brigade am Hafenofen besteht, ganz schön ins Schwitzen!

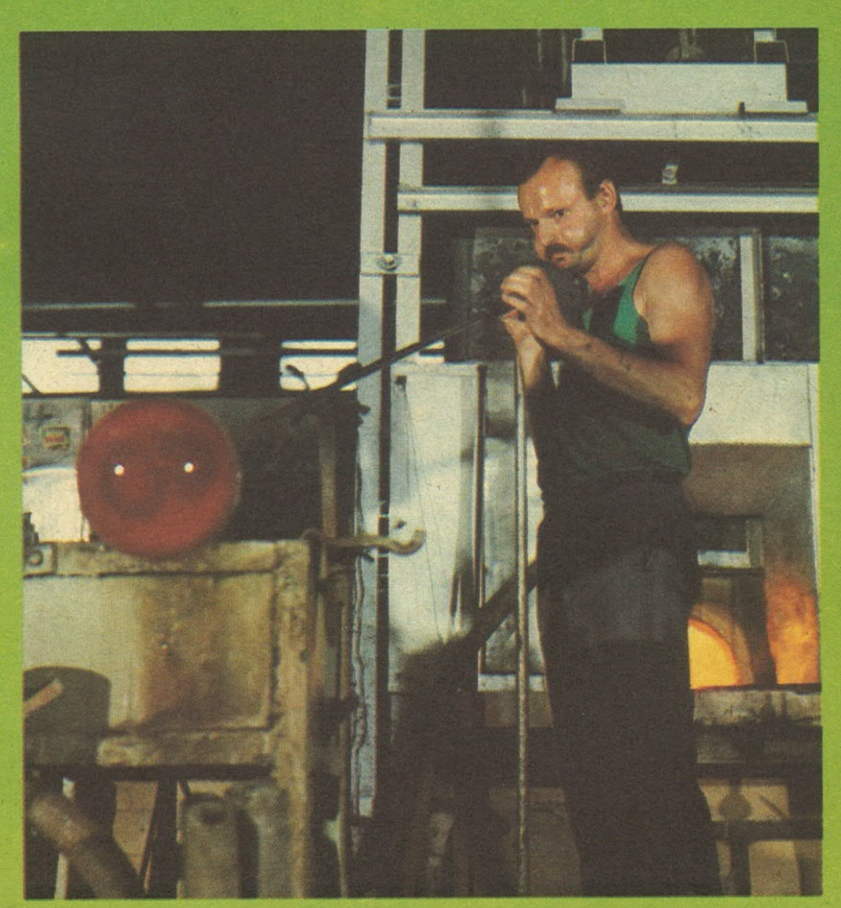
„Frösi" tropfte solidarisch mit und folgte den Glaswaren nicht ungern zur Kühlbahn und anschließend in die Absprengerei, wo das Glas angerissen und in der vorgeschriebenen Höhe getrennt wird.

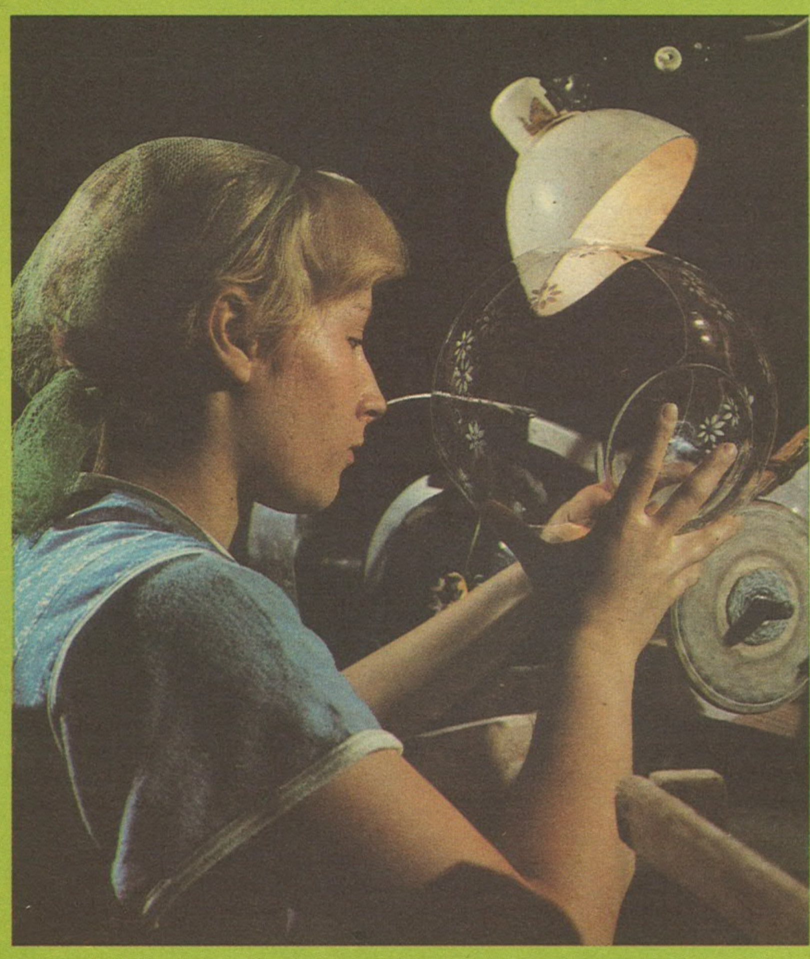
Bei dem nun einsetzenden Vorgang des Rauhschleifens werden alle Unebenheiten begradigt, um Verletzungsgefahren zu bannen.

Gewaschen und getrocknet wird das Glas nun verschmolzen und nimmt seinen Weg in die Endsortierung. Mit einem nochmals verschmolzenen Rand und, je nach Modell, mit einer spiegelglatten Feuerpolitur versehen, verlassen die zarten Geschöpfe nun das Werk oder gehen, dem Auftrag entsprechend, zur manuellen Veredlung in die Feinschleiferei. Geht man nur nach den Ohren, kann man diesen Arbeitsraum mit der Praxis eines Jugendzahnarztes verwechseln. Mit dem boshaften Geräusch eines Wasserbohrers zaubert hier der Schlei-

1. Am Hafenofen kommt man ins Schwitzen! Hier fängt der Külbelmacher einen Posten Glas zur Fertigung eines Külbels (einer Glaskugel) ein. Was mag aus ihm entstehen? Eine Vase? Eine Schale oder ein Glas?

2. Ein lautloser „Tusch" auf der Ofenbühne? Die traditionelle Glasmacherpfeife gehört neben anderen Arbeitsmitteln nach wie vor zum Handwerkszeug dieses Berufes.





3. In der Feinschleiferei erfolgt die manuelle Veredlung des Glases. Beim Einschliff der vorgesehenen Muster entsteht allerdings eine nervtötende „Zahnarztmusik", vor der sich die Schleifer mit Ohrenklappen schützen.

Fotos: Günter Jazbec (3) Werner Popp (1)

4. Das fertige Glas findet von Saßnitz bis Meiningen Bewunderung.



fer das vorgesehene Muster auf das jeweilige Stück. Völlig entnervt und an sämtliche Zahnarzttermine erinnert, fanden wir die gläsernen Kostbarkeiten bald darauf in dem himmlisch ruhigen „Malstübchen" der Glas- und Kunstmaler wieder. Mit geschickter Hand tragen sie ohne Hast böhmische Muster, Goldränder und die verschiedensten Dekors auf den jahrtausendealten Werkstoff Glas auf.
Wir kamen mit Christina und Kerstin ins Gespräch. Christina, eine vom Nachwuchs, den das Kombinat alljährlich mit einem Sonderpreis fördert, gehört seit zwei Jahren dazu. Sie ist verliebt in ihren Beruf, genau wie Kerstin. Die trug bei unserem Besuch goldbraune Grashalme auf ein zartblau schimmerndes Glas auf. Glas hat ihr schon Glück gebracht. Eine selbstentworfene Vase fand Anerkennung und trug ihr eine Einladung zur nächsten Schauvorführung ein. Denn überall, an jedem Platz: junge Mitarbeiter mit eigenen Ideen und Köpfchen, sind willkommen im Lausitzer Glaskombinat. Daß sie jede Unterstützung erfahren, ist in der Glasmacherstadt glasklar. Schließlich bildet das Werk mit bester Tradition – schon 1862 gab es eine Goldmedaille für Lausitzer Glas auf der Londoner Weltausstellung – Glasmacher mit hervorragendem Leistungsniveau aus. Seit 1950 verließen mehr als 1 000 frischgebackene Mund- und Maschinenglasmacher, Glasschleifer, Glasmaler und Graveure die Berufsschule „Reinhold Greier".
Und natürlich sind sie mit klopfendem Herzen dabei, wenn der alljährliche internationale Wettstreit der Glasbläser mit Glaskünstlergästen aus der Sowjetunion, aus der VR Polen und der ČSSR in Weißwasser stattfindet. Sie alle, die da zu einem friedlichen, fröhlichen und beinahe lautlosen Wettstreit zusammenkommen, sind einer jahrtausendealten Tradition verhaftet, die auch seit dem 15. Jahrhundert in waldreichen Gegenden Deutschlands, die genug Brennmaterial für die unersättlichen Schmelzöfen hergaben, Fuß fassen konnte.
Eine Lausitzer Glashütte ist 1433 erstmals erwähnt und die Glasbläser von Weißwasser blasen schon 113 Jahre lang an ihrer schimmernden, funkelnden, gläsernen Sinfonie.
Allerdings, ob Scherben wirklich Glück bringen, das haben wir auch nicht erfahren. Wohl aber, daß alle, die dort rund ums Glas beschäftigt sind, Glück und Stolz über ihre dreißigfach messevergoldete Arbeit empfinden, die überall geschätzt wird.
Was liegt näher, als unser Schlußwort bei dem Dichter Theodor Fontane zu mopsen? Der kluge Mann sagte nämlich:
„Jedenfalls habe ich die größte Hochachtung vor diesen Leuten, die einen so unentbehrlichen Stoff herstellen. Ich war schon immer der Ansicht, daß es wichtigeres gibt als Gold. Glas zum Beispiel halte ich für nützlicher ..."
Einfach Spitze, Herr Fontane! „Frösi" dankt.

CHRISTAMARIA FIEDLER

Der Affe und der Esel

Als ein Affe bei der Nahrungssuche einen Esel traf, fragte er ihn, ob sie Freunde werden wollen. Der Esel stimmte zu und trug willig den Korb des Affen nach Hause.
Der Affe bot dem Esel an, im Stall des Hauses zu wohnen. Er tat es aber in einer Weise, daß der Esel spürte, wie der Affe ihn von sich abhängig machen und ihn beherrschen wollte. Darüber war der Esel beleidigt und wollte wieder gehen. Er sagte zu ihm: „Du willst mir nur deinen Besitzerstolz zeigen, auf mir reiten, dir von mir deine Früchte tragen lassen und niemals tun, was ich möchte. Das gefällt mir nicht!" Der Affe sah das ein, entschuldigte sich, und beide lebten als Kameraden zusammen.
Als der Esel alt wurde und Bein- und Rückenschmerzen bekam, konnte er dem Affen keine Dienste mehr leisten. Dieser wurde unwillig und rief: „Ja, was soll ich denn mit dir anfangen? Du nützt mir nichts mehr und frißt mir nur den Garten kahl. Am liebsten wäre mir, wenn du stirbst, dann kann ich dein Fell verwerten." Darüber war der Esel sehr traurig. „Lieber Freund", bat er, „auch wenn ich nicht mehr arbeiten kann, sollte unsere langjährige Freundschaft darunter nicht leiden." Der Affe dachte über die Worte seines Freundes lange nach und erwiderte: „Ja, Esel, du hast recht. Ich bereue tief, was ich zu dir gesagt habe. Verzeihst du mir?" Beide waren froh, daß sie sich nicht zu trennen brauchten. Sie lebten noch mehrere Jahre friedlich zusammen, unterstützen sich gegenseitig und stritten sich nie wieder.

Felicitas Marr

Zeichnung: Jana Ruika



Wie kein Zweiter

Eine Nase für Gesichter



Einen Riecher für Gesichter zu haben, gehört nun einmal zum A und O in seiner Arbeit. Peter Bänisch, seit Jahren Chefmaskenbildner am Berliner Friedrichstadtpalast, bringt es mit, dieses sichere Gespür für die Eigenarten von Nasen, Augen, Mündern und Ohren. Begegnungen mit Gesichtern – sie sind immer wieder große Erlebnisse für ihn. Mit Vorliebe läßt er sich von ihnen anregen: auf der Straße, in der S-Bahn, im Kino und natürlich von Büchern. Gesichter, die ihn anziehen, müssen es irgendwie in sich haben, und Peter Bänisch wäre kein guter Maskenbildner, wenn er nicht im Laufe der Jahre gelernt hätte, in ihnen das Besondere zu sehen. Für den Maskenbildner gleicht kein Gesicht dem anderen. Das markante behält er sicher im Gedächtnis, speichert es wie ein Fotoapparat. Einmal Maskiertes kann er jederzeit unter seinen geschickten Händen wieder hervorzaubern. Wie alle Maskenbildner, so braucht auch Peter Bänisch neben dem bildhaften Gedächtnis, einen sicheren Blick für Farben, viel Phantasie, eine gehörige Portion an Fingerspitzengefühl und gute Kenntnisse der Kunstgeschichte. Auch handwerkliche Fähigkeiten sind gefragt, beispielsweise die, sorgsam mit Haaren umgehen zu können. Selbstgeknüpfte Perücken aus echtem oder unechtem Haar gehören zum Maskenbildner wie das Salz in die Suppe. Deshalb führt der Weg zum Maskenbildner in der Regel über den Friseurberuf, wie bei Herrn Bänisch. Darüber hinaus braucht er die Praxis des Theaters, gipfelt schließlich in einem Studium an der Dresdner Hochschule für Bildende Kunst. Alle diese Berufswege und Umwege ist Herr Bänisch gegangen. Die Geheimnisse von Masken hat er studiert. Eine Maske, so meint er, ist nicht einfach nur dünne oder dicke Schminke, glänzend im Gesicht verteilt – eine Maske ist mehr. Mit ihr beginnt das Spiel auf der Bühne. Sie gibt viel Sicherheit, macht den Darsteller geborgener. Hier liegt die Riesenportion Verantwortung von Peter Bänisch und seinen elf Mitarbeiterinnen im Friedrichstadtpalast. Sie alle brennen für diese Aufgabe. Die erste Maskenprobe für die Darsteller ist immer wieder auch eine Generalprobe für die Maske. Ist die Verwandlung gelungen? Erkennt sich der Schauspieler selbst nicht wieder? Ist er mit der Maske zufrieden? Bange Minuten auch für Herrn Bänisch. Jeden, der den Schminkplatz verläßt, betrachtet er kritisch und aufmerksam. Seinen geübten Augen entgeht nichts, weil er die Wirkung von Masken aus dem Effeff kennt. Bei den Proben sieht man ihn oft im Zuschauerraum neben dem Regisseur und Bühnenbildner, der auch für die Kostüme verantwortlich ist. Manch gute Maske ist bühnenuntauglich. Im Scheinwerferlicht erscheint vieles plötzlich ganz anders als im Schminkraum. Noch ist Zeit zu korrigieren. Herr Bänisch macht sich Notizen, kleine Skizzen, zieht nochmals die Kostümentwürfe zu Rate und legt neue Maßstäbe an seine Masken. Jahrelange Bühnenerfahrung ist ihm ein guter Ratgeber, doch so ganz richtig zufrieden ist er selten.

Maske in Blau

In der Maske in einem Theater ist immer Leben. Für Proben und Vorstellungen wird konzentriert gearbeitet: Locken in Perücken knüpfen, schminken, Teint auftragen, kämmen, auch einmal die Haarschneidemaschine in Betrieb setzen, wenn es unbedingt sein muß.

Eingesetzt werden: Fettschminke, Wangenrouge, Mastix zum Bart- und Haarankleben, Nasenkitt für einen Hexenzinken, Glatzan für hochpolierte haarlose Häupter und Zahnlack für klaffende Gebißlücken. Gips, Tüll, Gaze und Papier sind zusätzliche Maskenrequisiten. Die bewährten Rezepte kommen auch bei Herrn Bänisch zum Einsatz, und immerhin zwanzig Döschen Wangenrouge verschlingt so eine Aufführung. Besondere Spezialitäten seiner Abteilung sind wohl die phantasievollen Perücken. Für ihre täuschende Echtheit würden er und seine Mitarbeiterinnen ihre geschickten Hände ins Feuer legen. In der Maske sind eben viele Wunder möglich und Herr Bänisch vollbringt sie Abend für Abend, weil er irgendwie zaubern kann.

Ralf Kegel



Schminke-Winke

Narren hergeschaut! Hier gibt's noch Schminke-Winke aus dem Munde von Herrn Bänisch, direkt zur Beilage Schminkpalette.

- Vor jedem Schminken einen leichten Film von Fettcreme auf das Gesicht legen. Mit seiner Hilfe läßt sich die Schminke nach der Faschingsfeier leichter wieder entfernen!
- Versucht, dunkle und helle Farben beim Schminken geschickt gegeneinanderzusetzen. Solche Kontraste erhöhen die Wirkung. Beispielsweise lassen sich schwarzumränderte Augen sehr gut weiß aufhellen!
- Auf jeden Fall handelsübliche Karnevalsschminke bevorzugen! Lippenstifte sind ungeeignet für Wangenrot, weil sie farbecht und nur unter großen Schwierigkeiten zu beseitigen sind.
- Überlegt, was zu eurem Typ am besten paßt!
- Alte Schlauchbinden lassen sich auseinanderschneiden und für Kahlköpfe verwenden.
- Papier- und Pappmachèrollen eignen sich für lange Supernasen!
- Mit Clown-, Cowboy- und Piratenmasken kann man am besten glänzen, und wer es noch nicht wissen sollte: gut geschminkte „Bühnenveilchen" sind auf jeden Fall schmerzlos!

Fotos: Werner Popp

Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr, Sybille Durian – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Redaktionsschluß: August 1986



...n-
das
...ann-
...eisten

...gen

...er Mannschaften stellen ...nder in je eine Reihe. ...ihe wird eine Leiter mit ...n Sprossen in gleichen Ab- ...gelegt. Die Sprossen können ...ahnenstäbchen o. ä. sein. Auf ...ndo des Spielleiters beginnt je- ...der erste Spieler, auf einem Bein ...end, die Leiterspitze zu erobern. ...bei darf er jedoch nur in die Zwi- ...chenräume treten. An der Leiterspitze darf ausgeruht werden. Danach wird zurück zur Mannschaft gesprungen. Hierbei muß der Spieler die jeweils hinter seinem Fuß liegende Sprosse einsammeln. Am Ziel angekommen, übergibt er dem nächsten Mitspieler alle Sprossen. Dieser muß beim Leiteraufstieg, wiederum auf einem Bein, die Sprossen wieder hinlegen, so daß eine Leiter entsteht. Beim Zurückspringen zur Mannschaft muß dieser Spieler nur die Zwischenräume betreten. Danach geht der nächste Spieler an den Start. Jeder Mitspieler erhält für einen fehlerfreien Auf- und Abstieg 10 Punkte zusätzlich zur Grundpunktzahl 5, die jeder Spieler bekommt. Pro Fehler wird jedoch je ein Punkt abgezogen. Die Stellen, auf die die Sprossen gelegt werden, müssen auf dem Fußboden möglichst mit Kreide vorher markiert werden.

Knüppel aus dem Sack . .

ist ein lustiges Spiel, das gefährlicher klingt als es ist.
Die Mannschaften sitzen im Kreis oder bilden je eine Reihe. Auf Kommando geben die Spieler einen Stock nur mit den Füßen weiter. Wer den Stock mit den Händen berührt oder ihn gar fallen läßt, der muß den Stock wieder dem ersten Spieler seiner Mannschaft übergeben. Das Spiel muß von vorn begonnen werden. Sieger ist die Mannschaft, die den Knüppel zuerst durch die Reihe gegeben hat.

Schlüsselringstaffel

Die gleich großen Mannschaften stellen sich in einer Reihe oder im Kreis auf. Auf Kommando des Spielleiters wird ein Schlüsselring nur mit dem rechten Zeigefinger weitergegeben. Fällt einem Spieler der Schlüsselring herunter, muß seine Mannschaft von vorn mit dem Spiel beginnen. Stehen die Mannschaften im Kreis, kann vereinbart werden, daß der Ring drei Runden wandern muß. Welche Mannschaft bringt ihren Ring zuerst ins Ziel?

Auch das Winterwetter kann so seine Tücken haben. Wir stellen euch deshalb einige Spiele vor, die ihr bei jeder Wetterlage im Zimmer oder in einem geeigneten Raum durchführen könnt. Auch für die Durchführung sportlicher Wettbewerbe in der Pioniergruppe ist unser Staffelspielangebot geeignet. Wir wünschen euch viel Spaß, gutes Gelingen und möglichst wenig trübe Wintertage!

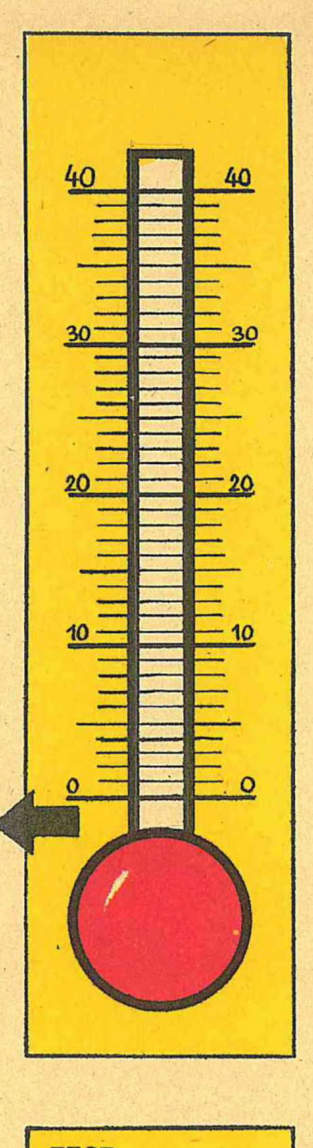
Idee und Text: Steffi Findeisen
Zeichnung: Karl-Heinz Körner

für trübe Tage


Hin und her
ZIEL
Ein Spiel für zwei! Jeder setzt einen Halmastein auf der großen „1" ein. Nun wird abwechselnd gezogen, jeweils auf die nächst höhere oder niedrigere Zahl (Beispiel: 1–2–3–4–3–2–3–4–5). Wer findet als erster seinen Weg ins Ziel?
Zeichnung: Jürgen Günther



Carl Friedrich Fechhelm (1725–1785)
„Unter den Linden", 1755/56, Potsdam-Sanssouci, Staatliche Schlösser und Gärten
Farbrepro: Klaus Bergmann


40
40
30
30
20
20
10
10
0
0
TEST-
THERMOMETER